Platinum Edition

AntiEverything

#6666

SELF-FULFILLING PROPHECY

Zahle nicht weniger als
2,50 €
(inklusive Aufnäher)

Was habt Ihr denn?

Wir kommen in Frieden!



AntiEverything
BACK ON CRACK!

„Alle Menschen, die mir über den Weg laufen, hasse ich abgrundtief. Ich hasse sie aus einem ganz natürlichen Drang zum Selbstschutz, weil sie mich höchstwahrscheinlich ebenso sehr hassen. Seit kurzem hasse ich sogar Dinge. Und Geräusche. Das Geräusch, das mich nicht nervt, gibt es nicht. Ich finde alles abscheulich."

Das denken wir doch alle manchmal, oder? Ich gerade heute morgen beim Bäcker. Um es kurz zu machen: AntiEverything ist zurück auf der Matte – durchtrainiert, eingeölt und voller Hass geladen. Ja, Hass.

Nichts werde mehr so sein wie vorher, lautete ein nach dem Erscheinen des ersten AntiEverything im Jahre 2000 oft wiederholter Satz. Das Heft zielte darauf, das Selbstbewusstsein der westlichen Zivilisation im innersten Kern zu erschüttern. Dies gelang, denn es rief uralte Muster apokalyptischer Endzeiterwartung wach. Doch die Täter waren in Wirklichkeit Anhänger einer neuen Ideologie, die das westliche Modell frontal herausfordert. Das irrwitzige Ziel dieser Ideologie ist die Unterwerfung des Globus unter die Herrschaft des AntiEverything. Vielen wird es nur langsam klar: Weitgehend unbeachtet von der Weltöffentlichkeit, von westlichen Geheimdiensten und Regierungen sträflich unterschätzt, bereiten ein paar korrekt gekleidete Typen in runtergekommenen Bunkeranlagen einen neuen Weltkrieg vor. Sie bedienen sich dabei modernster Mittel der Kommunikationstechnologie, sowie Offset- und Siebdruck.

So sieht's aus. Das AntiEverything verkörpert die letzte Krönung mit dem alchemistischen Gold der alles vernichtenden Revolution, die die „unseren", die geheimen und offenen Agenten des AntiEverything augenblicklich vorbereiten und durchführen. Denn die Wahrheit ist irgendwo da draußen und wir müssen sie nur aufspüren – um sie zu vernichten! Mit Stumpf und Stiel. Die Punkrocker und Neonihilisten erobern die Welt, unser Hass ist unsere beste Waffe im Kampf gegen den Erbfeind: die verlogene kapitalistische Gesellschaft!

Impressum

AntiEverything
Postfach 350439
10213 Berlin

www.antieverything.de

Kontakt:
ae@nihilistjustice.de

Vertrieb:
NihilistJustice
www.nihilistjustice.de

Generalissimo:
Krzysztof Wrath

Comics:
Savas

Reviews:
Stunk

Mucke, CDs etc an:
F. Stetefeld
Wrangelstraße 3
10997 Berlin

Druck:
Anton

„Was soll denn dieser in schwülstige Phrasen verpackte Nonsens?"

Das fragst Du Dich? Anscheinend bist Du neu hier. Der Neonihilismus ist eine innere Haltung, die sich grundsätzlich unterscheidet von lebensfremden Punkrock-Konventionen, muffigen Volksküchen oder linkem Ex-Besetzerbürgertum. Da der Neonihilist für grundlegende Veränderungen kämpft, muss er selbst ständig in der Veränderung leben, neue Wege beschreiten und dabei absolut rücksichtslos gegen sich selbst sein. Der Widerstand gegen die herrschenden Zustände und ihre verfickte Realität muss zur tief verinnerlichten Geisteshaltung werden und das Handeln voll und ganz ergreifen. „AntiEverything ist die Gesamtheit unserer Gefühle, unserer Gedanken, unseres Ehrgeizes, unserer Wünsche, kurzum: alles was wir sind", sagt der Fanatiker. „Was dem AntiEverything nutzt, ist recht. Alles andere ist grau, hässlich, farblos und kaum existent."

Öffne die Augen und schau Dich um: überall stürmen die Neonihilistien hinaus aus düsteren, alten Denkkorridoren und rauf auf den Erker der Erkenntnis. Sie treten ins gleißende Licht allumfassender Wahrheit, glühend vor Eifer und Wahnwitz. Da können Neocons, Neoliberale, Neokonfuzianisten, Neodarwinisten, Neodadaisten, Neopentecostalisten, Neonazis, Neoschamanisten und Neokommunisten nur noch bange die Luft anhalten, denn sie sehen ganz schnell ganz alt aus.

Jawohl, die Schläfer sind erwacht und vernetzen sich mit anderen Agenten, um die politische Schlagkraft zu erhöhen und die vorhandenen Kräfte zielgerichtet einsetzen zu können. Sie erscheinen bereits am nächtlichen Himmel unserer krankmachenden Zivilisation als ein magischer Stern, der die bald erfolgende Transformation der ver-

hassten Realität ins reinigende Chaos geleitet. Das ist der Stern des unsichtbaren Aufmarschs.

Ungezählte vom brutalen Zweikampf mit dem alltäglichen Terror gezeichnete Menschen ahnen langsam, was hinter den Kulissen der Macht wirklich gespielt wird. Möglicherweise reicht unser Vorstellungsvermögen hier kaum aus. Alles hängt mit allem zusammen, drum müssen wir alles vernichten.

Selbständiges Denken ist erstes Handwerkszeug des freien Neonihilisten und unbedingt notwendig, denn unser Kampf kann nur zweckmäßig sein, wenn er nicht in verstaubten Strukturen vor sich hindümpelt, die uneffektiv sind und uns resignieren lassen. Erkannte Fehlentwicklungen in den eigenen Reihen müssen hinterfragt und radikal beseitigt werden, damit sie einer positiven Weiterentwicklung nicht im Wege stehen.

So, here weg go again! AntiEverything ist wieder da. Punkt. Geeint in ihrer radikalen Coolness als politischer Widerstandsstrategie, markieren die gut gekleideten Neonihilisten heutzutage die neue Grenze der Möglichkeiten. Sie verfügen über die ganze Kraft einer wissenschaftlich unhaltbaren und verschwörungstheoretischen Weltanschauung, die gegenüber rationalen Argumenten verschlossen ist. Also stell Deine Antenne auf den Sender des Banners der Freiheit – oder lass es halt. Kannst ja umschalten, wenn's Dir nicht passt!

Krzysztof Wrath

Hatelist
1. Das Klingeln der Straßenbahn
2. Aufstehen
3. Schlafengehen
4. Deine Lache
5. AntiEverything

IN EIGENER SACHE...

Still war es geworden um das AntiEverything seit dem Mai des Jahres 2005, als Ausgabe #5 erschien. Das Zentralorgan der Wahrheit entwickelte seinerzeit eine Feuerkraft, die seinen Feinden nicht gefiel. Lichtscheue Elemente, Tortenheber, Schwärmer und Halodris, unfähig die Faust außerhalb der eigenen Tasche zu ballen, kochten vor Neid, weil das AntiEverything sie aussehen liess wie Bugs Bunny neben Godzilla. So intrigierten sie und tatsächlich gelang ihnen der feige Dolchstoß in den Rücken, mit dem sie das AntiEverything zwangen, für zwei Jahre in den Untergrund zu gehen, um neue Kräfte zu sammeln.

(Erfahre mehr über diesen Abschitt der jüngeren Zeitgeschichte auf *http://stylepolice.blogssport.de*).

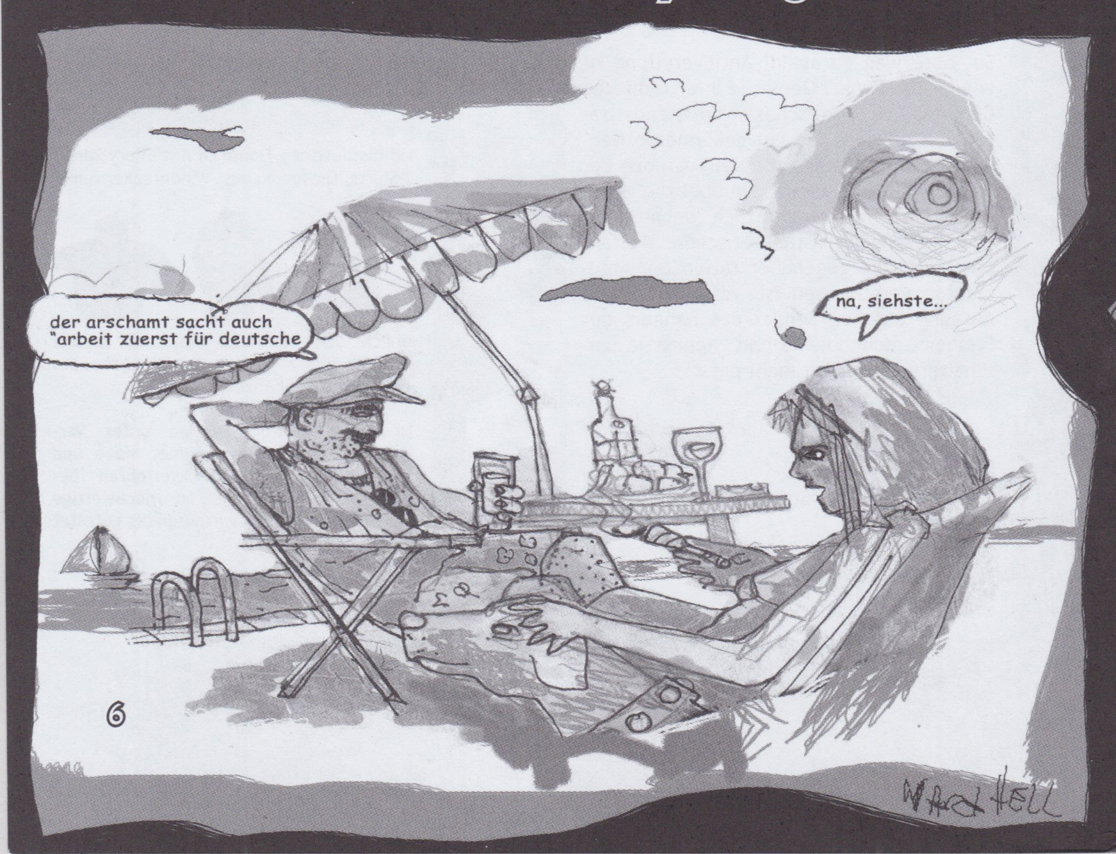
Hinzu kamen erbitterte Machtkämpfe in der Führungsebene, die erst kürzlich in einem Hochverratsprozess gegen ehemalige Angehörige des Generalstabs gipfelten. U.a. Scrima versieht seither seinen Dienst auf einem Spargelfeld in der Nähe der polnischen Grenze.

Doch jetzt ist das totgesagte Projekt wieder da und schwingt den glänzenden Kommissstiefel in den einen oder anderen müden Arsch, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen für Spaltertum und Knechtseligkeit.

Kernstück und -reaktor dieser Ausgabe ist die erste Staffel der Romanserie „Glory White Trash“ mit zehn hammerharten Folgen, die in den nächsten beiden Heften fortgesetzt wird. Auf geht's!

Gen. Ernst Fall

www.antieverything.de





UNDER PRESSURE

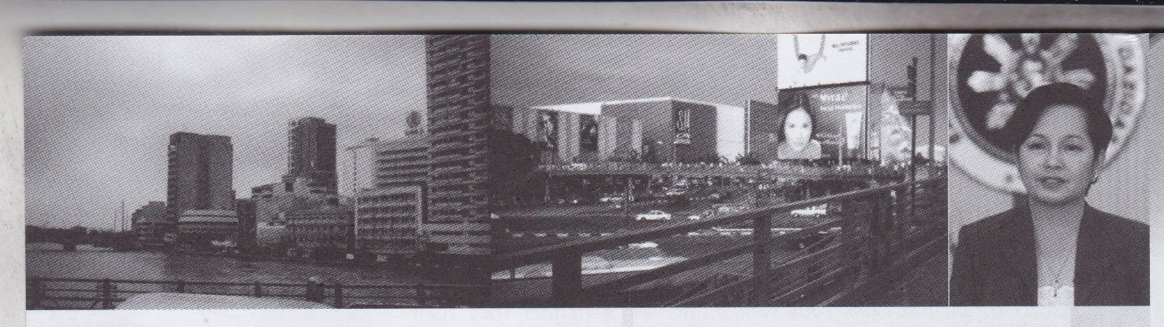
Im Februar und April 2006 führte mich ein geheimer Spezialauftrag der StylePolice/AO (Auslandsorganisation) zum zweiten Mal auf die Philippinen. Neben meinem dienstlich und für die Sicherheit der gesamten Welt strategisch notwendigen Aufenthalt in der Hauptstadt Metro Manila, der den Großteil der Zeit ausfüllte, führte ich auch einige kleinere Einsätze in der Provinz durch. Hier ein paar Anekdoten aus dem Feldnähkästchen. Kommt mal her, Kinder! Setzt Euch näher, der Onkel Krzysztof erzählt was.

Metro Manila liegt auf der philippinischen Hauptinsel Luzon am östlichen Ufer der Manila Bay. Es umfasst einschließlich der eigentlichen Hauptstadt Manila 17 Städte und Gemeinden. Der urbane Gigant ist das politische, wirtschaftliche, kulturelle und industrielle Ballungszentrum des Landes; dort leben zwischen 11 und 15 Millionen Menschen.

Metro Manila - Stadtrundfahrt

Lunetta Park (eigentlich Rizal Park, benannt nach dem philippinischen Nationalhelden Jose Rizal) ist einer der wenigen grünen Flecken im Moloch Metro Manila, das ansonsten hauptsächlich aus Beton und Abfall besteht. Grüner Rasen und ordentliche Blumenbeete umgeben das nagelneue Lapu-Lapu Denkmal. Lapu-Lapu war jener Häuptling, der der Legende nach den ‚Entdecker' Magellan eigenhändig erschlug und so den ersten spanischen Eroberungsfeldzug beendete. Lunetta ist auch einer der wenigen Plätze, an denen man hier Weiße antreffen kann, wenn man darauf wert legt. Tue ich nicht. Der Park wurde einst vom ehemaligen Diktator Ferdinand Marcos angelegt, ebenso wie die monumental wirkenden Regierungsgebäude, die ihn säumen. 1965 kam Marcos als Kandidat der Nationalistischen Partei an die Macht, vier Jahre später wurde er für eine zweite Amtszeit gewählt. Schon bald machte er sich als lokaler Bluthund der US-amerikanischen Ostasienpolitik und Unterstützer im Vietnamkrieg unbeliebt. Angesichts bürgerkriegsähnlicher Revolten der Studenten und Muslime gegen seine Regierung verhängte er 1972 das Kriegsrecht und proklamierte kurz darauf eine neue Verfassung, die ihm diktatorische Vollmachten auf unbeschränkte Zeit garantierte. So hielt er das Land bis 1986(!) im brutalen Würgegriff, als schlussendlich Massenproteste den Rücktritt erzwangen und seinem Machthunger einen Riegel vorschoben. Marcos verstarb im Exil.

Ich besteige einen Jeepney, jene Form des Sammeltaxis, das man in jedem Winkel der Philippinen antrifft. Konstruiert aus amerikanischen Militärjeeps bieten sie Platz für bis zu zwanzig Passagiere. Heerscharen von ihnen drücken sich durch Manilas allgegenwärtige Blechlawine. Nach Quezon City, wo ich mein Quartier aufgeschlagen habe, fährt man von hier aus üblicherweise etwa eine Stunde. Doch der Stau zeigt sich besonders dicht heute, die Abgase drücken heftig. Sieht aus, als könnte es länger dauern. Straßenverkäufer tauchen auf, laufen zwischen den Fahrbahnen umher, um kaltes Wasser, Erdnüsse und Staubtücher zu verkaufen, die man sich gegen den Gestank vors Gesicht halten kann. Scheißtypen! Nicht, dass ich etwas gegen die Leute hätte, aber ihr Auftauchen ist meist ein schlechtes Zeichen. Sie kommen immer kurz bevor der Verkehr ganz zusammenbricht. Sieht man viele von ihnen, heißt das nichts Gutes. Und so ist es auch:



als es etwa eine Stunde später dunkel wird, haben wir uns kaum vom Fleck bewegt.
Langsam drückt sich der Jeepney vorwärts, ab und an steigen Leute zu. Der Fahrer ist sichtlich genervt. Immer wieder versucht er, sich vorzudrängeln, findet aber keine Lücke. Eine große Brücke führt über den Pasig River, dessen Wasser tiefbraun ist. Am Ufer leben Menschen in Hüttensiedlungen. In der Nähe Quiapos, eines großen Marktes, kommt Bewegung in die Sache, der ‚Traffic' lichtet sich, wir fahren wieder. Jetzt Stoff! Doch plötzlich bremst der Fahrer unvermittelt, ein anderer Jeepney hat sich vorgedrängt. Die Fliehkraft lässt die Fahrgäste nach vorn purzeln. Auch einem abgebrüht wirkenden Filipino mir gegenüber entgleiten kurz die Gesichtszüge, etwas Panisches steht in seinem Blick. Doch der Aufprall bleibt aus, so setzen sich alle wieder auf ihre Plätze, lachen und versuchen zu tun, als wäre nichts geschehen. Der Verkehr fließt jetzt zäh, doch die Abgase sind noch immer sehr dicht.
Wir passieren die innerstädtische Bahnstrecke, an deren Gleisen tausende verarmte Familien wohnen. Am Mabuhay Circle, einem Platz mit Kreisverkehr, findet eine Kundgebung statt. Feministische Gruppen protestieren lautstark gegen die Präsidentin. Rednerinnen mit Megafonen peitschen ordentlich ein. Gloria Maracapal-Arroyo hatte vor kurzem den Notstand ausgerufen. Sie überzog ihre Gegner und kritische Medien mit Verleumdungskampagnen und Repression, ließ sogar Polizei und Militär vor Fernsehsendern und Zeitungsredaktionen auffahren, angeblich zu ihrem eigenen Schutz. Einige Bürgerrechtler wurden verhaftet. Nach zwei Wochen musste sie den Notstand beenden, doch die Wut der Bevölkerung blieb. Einer Umfrage zufolge fordern derzeit etwa 60% der Filipinos ihren Rücktritt.

Mittlerweile ist der Jeepney gut in Fahrt durch die laute Nacht, doch plötzlich beschleicht mich eine leise Panik... . Habe ich meinen Aussteigepunkt verpasst? Die kleinen, sehr niedrigen Fenster zeigen nur einen winzigen Ausschnitt der Straße. Beton, Verkaufsstände, Menschen, Menschen, Menschen. Irgendwie sieht auf einmal alles gleich aus. Mist, ich weiß nicht mehr, wo ich bin.
„Para!", sage ich, das Signal zum Anhalten, der Wagen stoppt und ich steige aus, um mich erstmal zu orientieren. Hauptsache locker bleiben. Nach kurzem Durchatmen stelle ich fest, dass ich noch etwa zwanzig Minuten von meinem Ziel entfernt bin, besteige also einen anderen Jeepney und weiter geht es. Das gute an den Jeeps ist, dass man jederzeit ein- und aussteigen kann. Es ist also gar nicht so einfach, sich wirklich zu verlaufen, solange man auf dem Weg bleibt und die Augen offen hält.
Kurz darauf erreiche ich den Munoz Market in Quezon City. Dieser turbulente Lebensmittelmarkt ist einer der wichtigsten Knotenpunkte der Jeepneylinien, die sich über das gesamte Stadtgebiet erstrecken. Home sweet home. Ich gehe erstmal zu einem Verkaufstand für Mangosaft, die Verkäuferin begrüßt mich fröhlich. Seit ungefähr zwei Wochen bin ich nun in der Stadt und mittlerweile Stammkunde bei ihr. Dieser frisch gepresste Mangosaft ist einfach zu köstlich. Wie jedes Mal knöpft sie mir einen Peso mehr ab als den Einheimischen, was absolut okay ist. (Sechs Peso sind umgerechnet 10 Eurocent.) Feuerwehrwagen und Polizei jagen mit kreischenden Sirenen die Straße hinauf, als ich die Fußgängerbrücke überquere. Verschiedene Proteste waren für heute angekündigt, offenbar hat es mal wieder irgendwo geknallt.

Baguio - Mountain Side Inn

Mit dem Bus erreiche ich Baguio in den frühen Abendstunden. In der Mountain Province auf der Hauptinsel nördlich Manilas gelegen erstreckt sich die Stadt vom Tal aus über Hügel und Berge. Die Suche nach einem Zimmer stellt sich als schwieriger heraus als angenommen. Manche der Hotels verlangen bis zu 1600 Peso für ein Einzelzimmer. Schlussendlich finde ich das etwas schmierige ‚Hotel 45', wo man mir nur 400 ab-





knöpft.Das Zimmer hat keine Fenster, ist dementsprechend dunkel und stickig, aber was soll's?
Das Hotel 45 ist direkt an der Hauptstraße gelegen, die mich zunächst abschreckt. Ausschließlich Schickimickie-Läden, Touriplunder und McDonalds. Die Bewohner Manilas fahren gern nach Baguio in den Urlaub, deshalb ist es auch ziemlich teuer hier. Der Abend endet für mich in einer mehr als schmierigen Westernkneipe mit Livemusik. Philippinische Cowboys geben sich die Ehre.
Am nächsten Morgen wird mir klar, dass das Zimmer in Wirklichkeit nur 250 Peso kostet. Es gelingt meinem Charme, die Angestellte an der Rezeption wenigstens auf 300 runterzuhandeln. Doch schon zwei Tage später entdecke ich ein Stadtviertel abseits der Hauptstraße, das wesentlich angenehmer und interessanter ist. Touris, egal ob Filipinos oder Weiße, sind hier nicht anzutreffen. Ich ziehe um in das ‚Mountain Side Inn', eine winzige Absteige. Auf dem riesigen Markt in der Nähe der Magsaysay Avenue decke ich mich erstmal mit Lebensmitteln ein. Kleine Eaterys am Straßenrand bieten günstiges, einfaches Essen an - hier lässt es sich leben. Da stört es auch nicht weiter, die Unterkunft mit einigen Ratten zu teilen, die ihre Gänge durch das ganze Mountain Side Inn gegraben zu haben scheinen. Doch schon nach nicht einmal einer Woche geht es wieder zurück nach Metro Manila.

Metro Manila - Taxi Taxi

Ohrenbetäubender Straßenlärm umgibt mich, unterbrochen von den Rufen der Straßenverkäufer, die Hotdogs und Mangos feilbieten. Obwohl die Sonne längst untergegangen ist, steht der heiße Smog in den Straßen. Es ist ein Donnerstagabend im April am GMA Kamuning in Metro Manila, kurz nach 21 Uhr, etwas zu früh für mein Date mit Kontaktmann M. Unaufhörlich rauschen Busse heran, stoppen kurz, Passagiere springen auf und ab. Der Verkehr auf der EDSA, der größten Straße der Millionenmetropole, scheint nie abzubrechen, nicht für einen Moment zu stoppen. Klobige Betonklötze ragen über dem Asphalt auf. Dort oben fährt die Metro, die klimatisierte Hochbahn, die Angehörige der höhreren Schichten komfortabel über den Dreck und Gestank hinweg fährt.
Per SMS gibt mir M einen geeigneten Treffpunkt durch.

Ich erklimme die Treppen der Fußgängerbrücke und überquere das jaulende Getüm von Straße. Vor dem Haupteingang von GMA Network, einem der größten Fernsehsender des Landes, treffen wir uns. M gehört zum harten Kern von Manilas Punkrockszene.
Mit dem, wie üblich, gnadenlos überfüllten Bus fahren wir ins nördliche Fairview, wo wir seine Bandkollegen abholen, um nach kurzem Stelldichein weiter zu heizen zum Ort des Geschehens. Das Konzert findet in einer offenen Jazzbar mit Restaurant statt, nicht wirklich ein Undergroundgig, aber die Preise sind akzeptabel. Als erste Band spielt eine Skakombo mit starkem Reggaeeinfluss, deren Namen ich leider vergessen habe. Nur mäßig trudelt Publikum ein, anscheinend ist die Bar zu weit ab vom Schuss. Danach eine korrekte Oi!-Kombo, sozusagen die philippinischen Oi!The Arasse, nur rumpeliger.

Ich entschließe mich, früher zu gehen, um morgen ausgeruht meinen Pflichten als Auslandsagent der StylePolice nachgehen zu können. Da mir der direkte Weg zurück nicht wirklich bekannt ist, entere ich ein Taxi, um wieder zum GMA Kamuning zu fahren, wo ich mich leidlich auskenne. Der Fahrer macht eine Bemerkung über die späte Uhrzeit, womit er wohl sagen will, dass es recht gefährlich ist für einen Weißen, hier jetzt noch rumzuspringen. Damit hat er nicht ganz Unrecht, zumal der Weiße ziemlich besoffen ist. Er gibt Stoff, sein Taxameter auch. Wir jagen durch Straßen, die niemals zu schlafen scheinen. Karaokebars, 24-Stunden-Shops und Jollibee Burgerrestaurants leuchten inmitten von Schmutz und Armut. Plötzlich steuert der Fahrer eine Tankstelle an, macht sich ans Aussteigen um zu Tanken. Meine Frage, ob er den Taxameter vielleicht solange anhalten könnte, tut er mit einem Lächeln ab. Das ginge nicht. Langsam kommt der Typ mir komisch vor, aber was soll ich schon tun? Seelenruhig tankt er die Karre voll, offensichtlich in Erwartung eines fetten Trinkgeldes.

Wieder in der Karre gibt er Gas. Endlich erreichen wir die EDSA, als der Fahrer den Taxameter bei einem Stand von 140 Peso plötzlich ausschaltet. Fuck off! Was hat der vor? Er lächelt nur grimmig, sagt keinen Ton.
„Halten Sie doch bitte dort", meine ich kurz. Versuche, meine Anspannung zu überspielen. Als der Wagen stoppt, lächle ich freundlich. In den letzten Wochen habe auch ich mir dieses eigenartige Manilalächeln angewöhnt, das alles heißen kann - von „Schön Dich zu sehen!" bis „Habe Messer, will Geld!". Er lächelt zurück, scheint aber eher zweiteres zu meinen. 140 Peso sind eine ziemliche Stange, doch der Typ will mehr. Gleich wird er versuchen mich abzuziehen, soviel wie möglich aus Eurem Bruder rauszuquetschen.
‚Zu früh gefreut, Alter!', denke ich, und werfe die Tür auf. Im Augenwinkel erkenne ich ein verdutztes Gesicht, und beginne zu rennen. Die Pumpe schlägt mir bis zum Hals. Das Taxi gibt Gas in die andere Richtung. Diese Straße hat getrennte Fahrbahnen, weshalb der Fahrer nicht wenden kann um mich zu verfolgen. Darauf hatte er nicht geachtet, ich schon. So schnell es geht, hetze ich zur EDSA. Ab hier geht es nur noch stur gerade aus. Keine Seitenstraßen, die die Flucht erleichtern würden. Fuck! Das hatte ich nun wieder nicht bedacht. Ich schaue mich um, der Wagen ist hinter der Ecke verschwunden. Seine nächste Wendemöglichkeit ist höchstens hundert Meter entfernt, noch kann er mich kriegen. Abgesehen davon, macht jemand, der um sein Leben rennt, nicht gerade einen souveränen Eindruck auf seine Umgebung. Ich könnte genauso gut ein Schild tragen mit der Aufschrift: „Raub mich aus!" Tue ich aber nicht.

Schnaufend renne ich, ohne mich noch mal umzudrehen, bald wird mir die Puste ausgehen. Nahe der Metrostation höre ich das Hupen eines Busses neben mir. Monumento, 1a, da muss ich hin. Als der Bus anhält, springe ich hinein. Etwas verwundert schauen die anderen Fahrgäste den abgehetzten Weißen an, wenden sich dann aber wieder ihren eigenen Dingen zu. Der Bus gibt Gas. Acht Peso kostet die Fahrt, das ist schon ein passablerer Preis. Schon zwanzig Minuten später bin ich zurück in Quezon City, nahe des lokalen StylePolice Hauptquartiers am Munoz Market. Jetzt ein Bier! Ein freundlicher Verkäufer gibt es mir, obwohl bereits Sperrstunde ist (von 2 bis 6 ist der Alkoholverkauf in QCs Geschäften verboten). Er kassiert nicht mal den Pfand ab, als er meinen leicht abgehetzten Zustand bemerkt. Die meisten Leute hier kennen diesen einzelnen Weißen, der sich seit einigen Wochen in ihrem ‚Barangay' aufhält, wie die Kieze hier genannt werden.

Insel Palawan - Charlie

Puerto Princesa ist die Hauptstadt von Palawan, der westlichsten Insel der Philippinen, und ein krasser Gegensatz zu Metro Manila. Beschaulich, ruhig und freundlich geht es hier zu. Es ist Sonntagabend, gestern bin ich mit der Fähre angekommen. Hier werde ich mich einige Tage ausruhen können, bevor es wieder zurück geht in den Moloch. Mit Petra (Name von der Redaktion geändert), einer Deutschen, die ich hier getroffen habe, tingel ich durch einige schmierige Bars. Zum Schluss kehren wir in einen vietnamesischen Imbiss ein, den ich gestern ausgekundschaftet habe. Hier gibt es hervorragendes French Bread, eine Art gebackenes Baguette mit Butter und Knoblauch.
Die Vietnamesen sind einst als ‚Boat People' mit winzigen Bötchen und teilweise Flößen aus ihrer Heimat hierher gekommen, seither leben sie illegal auf der Insel, sind aber allgemein akzeptiert. Als die Zentralregierung sie einmal ausweisen wollte, blockierten die Bürger Puertos kurzerhand den Flughafen. Manila musste sich dem Protest beugen, die Vietnamesen konnten bleiben.

Zwei kleine Jungs betreten den Laden, und scherzen etwas mit dem Besitzer rum, der fließend Filipino (und Englisch) spricht. Sie tragen Körbe mit Balut bei sich, einer Spezialität, die sie auf der Straße verkaufen. Dabei handelt es sich um ein halb ausgebrütetes Entenei, teilweise schon mit Federn und Schnabel - sehr beliebt als Muntermacher. Langsam wird es Zeit zu gehen, ich habe wohl schon ordentlich einen im Tee. Wir zahlen, ich verabschiede mich noch von dem sympathisch wirkenden Imbissbetreiber und seiner Freundin und wir gehen. Nur wenige Minuten später auf der Straße fällt mir auf, dass ich meine Tasche hab liegen lassen. Verdammt! Das Missgeschick wäre mir in Metro Manila nicht passiert, hab wohl ein wenig zu sehr relaxt.

Zurück im Laden muss ich feststellen, dass die Tasche

verschwunden ist. Langsam wird mir etwas mulmig, zumal Pass und Visum darin sind, auf die ich nur ungern verzichten möchte. Der Besitzer, ernennt sich Lee, folgert messerscharf: Die Balut-Jungs waren es. Na gut, es war ja auch niemand anders da. Damit scheinen die Dokumente verloren, die Rotzlöffel sind mit Sicherheit über alle Berge. Doch Lee gemahnt mich, locker zu bleiben. Er will Hilfe holen. Etwas verwirrt und nicht zuletzt besoffen setze ich mich also, um der Dinge zu harren, die da kommen.

Nach einigen Minuten taucht ein Typ auf einem Motorrad mit Funkgerät auf. Er trägt keine Uniform, scheint aber Teil einer Streife der Barangay Police zu sein. Auf seine Frage gebe ich kleinlaut zu, dass ich zu blöd war, auf meine Sachen aufzupassen. Er gibt ein paar Funksprüche ab und behauptet, die Lage im Griff zu haben. Nun tauchen nach und nach immer mehr Motorräder vor dem Imbiss auf und fragen was los ist. Ich würde am liebsten im Boden versinken vor Scham. Was für ein Aufstand, nur weil ich... Egal, Lee bleibt locker, also bleib ich es auch. Die Typen geben sich recht sicher, meinen, sie würden die Rotznasen schon kriegen und fahren in alle Richtungen los. Der Chef mit dem Funkgerät bleibt im Imbiss zurück, wo sich mittlerweile eine Traube von Leuten um mich versammelt hat, um zu schauen, was abgeht. Er fragt mich, ob ich möchte, dass sie die Bengel ins Gefängnis werfen und hart bestrafen. Wie bitte? Ich frage zurück, ob er scherzt, denn ich wäre ja schon heilfroh, wenn ich nur die Dokumente zurück hätte, scheiß auf den Diebstahl. Kann den Kindern, die nachts auf der Straße arbeiten müssen, ja nicht verübeln, dass sie nehmen, was sie eben kriegen können.

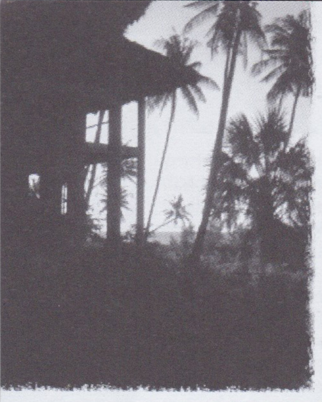
Der Wunsch, im Boden zu versinken, wird zunehmend stärker, zumal der Menschenauflauf um mich herum anschwillt. Immer wieder kommen die Motorräder kurz zurück und heizen dann erneut in die Nacht. Was passiert? Steht die ganze Stadt Kopf, nur wegen meiner dummen Tasche? Da taucht das Corpus Delicti mit einem Mal wieder auf. Einer der Motorradtypen hat die Bengels wohl gefunden, er gibt mir das Teil, tatsächlich ist noch alles drin. Noch einmal bedanke ich mich bei Lee und versuche, mich für die Umstände zu entschuldigen. Dann ziehen wir wieder los, treffen auf dem Weg sogar noch einen der Jungen, der sich eifrig entschuldigt. Zum Glück finde ich einen Laden, der noch offen hat, und kaufe mir eine feine Pulle Rum auf den Schreck.

Als ich am nächsten Tag in die Stadt gehe, kennt mich anscheinend der ganze Ort. Die Story hat schnell die Runde gemacht. Sogar Kinder lachen mich aus. Egal wo ich hingehe, ob im Laden, Imbiss oder Internetcafé: überall haben die Leute ihren Spaß. Am Abend entdecke ich wieder die Jungs von der Motorradstreife. Sie stehen an ihrer Kreuzung in der Nähe von Lee's Imbiss und warten, wie jede Nacht. Doch ein untrügbarer Instinkt sagt mir, dass hier etwas nicht stimmt... .

Petra reist ab, doch ich beschließe, länger zu bleiben, um der Sache auf den Grund zu gehen. Ich laufe durch die Gegend, verwickle einige Leute in Smalltalk und langsam verdichtet sich meine Vermutung: Hinter der Story steckt mehr. Wie konnte es sein, dass Lee den Diebstahl in seinem kleinen, sehr übersichtlichen Laden nicht bemerkt hat? Warum kamen die Motorradtypen nacheinander fragend zum Ort des Geschehens, obwohl sie doch alle gemeinsam nur wenige Minuten entfernt standen und davon gehört haben müssen?

Langsam mutiere ich zu Hercule Poirot. Der Verdacht wird zur Gewissheit: die Balut-Jungs waren keineswegs die Täter. Nein, es war wie im verdammten Orientexpress! Stück für Stück rekonstruiere ich den Tathergang: Als er bemerkte, dass der besoffene Weiße seine Tasche vergessen hatte, übergab er sie den Bengels. Die liefen damit zur Motorradstreife, die wie jeden Abend gelangweilt herumstand. Als ich den Verlust bemerkte, war die Sache schon über die Bühne. Lou, eine Vietnamesin aus Kanada, die ich später kennen lerne, hört sich etwas um und bestätigt meinen Verdacht: die ganze nächtliche Verfolgungsjagd war komplett inszeniert! Unglaublich, aber so hat es sich zugetragen. Tatsächlich war die Tasche nie weg gewesen. Sie steckten alle unter einer Decke. Lee wollte mir einfach einen Schrecken einjagen, was er ja auch geschafft hat. Außerdem hatten die Filipinos einen Heidenspaß.

Aber warum? Schwer zu sagen, der Asiate erklärt sich ja ungern selbst. Ich kann mich nicht erinnern, Lee verärgert zu haben. Plötzlich ohne Papiere dazustehen, macht einem ‚Dangerseeker' aber recht unmissverständlich klar, was so ein EU-Pass bedeutet. Ich kann mir Dinge rausnehmen, für die Nichtweiße anders behandelt würden. Vielleicht wollte Charlie mir das verdeutlichen, vielleicht wollte er aber auch nur meine Nerven abchecken. Wahrscheinlich beides.



Jedenfalls kehre ich eine Woche später, am Vorabend meiner Abfahrt nach Manila gemeinsam mit Lou wieder bei Lee ein und wir lachen herzhaft über die Episode. Was für ein Typ!

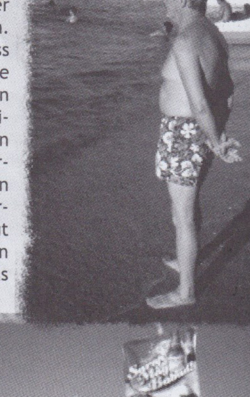
Kuhkaff of no return
Eigentlich war der Ausflug nach Palawan ja als Erholung von Metro Manila gedacht. Die Taschensache sorgte da schon wieder für etwas zu viel Wirbel. Als heize ich nach Port Barton, wo es ruhig und verschlafen sein soll. Als der Jeepney mich ausspuckt, bin ich entzückt: ein winziges Fischerdorf an einer traumhaften Bucht. Sollte es tatsächlich noch zu diesem seltsamen Zustand der geistlosen Entspannung kommen, der landläufig als „Urlaub“ bezeichnet wird?
Auf der Suche nach dem günstigsten Zimmer checke ich die kleinen Resorts ab, etwas anderes gibt es hier nicht. Schon im ersten wundert man sich über meine Frage nach einem „single-room“. Die Wirtin bietet mir freundlich ein Doppelzimmer an und meint beinahe beiläufig, dass sie auch dafür sorgen könne, dass ich dort nicht allein bleibe. Wie bitte? Bin ich im verfickten Phuket gelandet? Scheiße. Sehe ich etwa aus wie ein abgehalfterter Scheißsextouristenpisser? Ich bewahre Gesicht und lehne dankend ab. In einem anderen Resort finde ich ein viel besseres Zimmer.

Zwei Tage lass ich mir die Sonne auf den Arsch scheinen, aber der Wagen, der rollt. Ich muss wieder zurück nach Puerto, um die Fähre nach Manila zu kriegen. Deshalb schlürfe ich vormittags um zehn zum Dorfplatz, wo der Jeepney fahren soll. Dort angekommen, fragen mich einige Leute, wo ich hin will. „Nach Puerto? Ha, der Jeepney fährt heute nicht.“ Zufällig kann mir der Herr ein Angebot machen: ein Motorrad kann mich für 500 Peso zur Hauptstraße fahren, wo den ganzen Tag über Busse nach Puerto lang kommen. 500 Peso! Die Fahrt hierher hat 40 gekostet... .

Seit der Taschensache bin ich misstrauisch. Ich frage andere Leute und muss feststellen, dass jeder etwas anderes erzählt: der Jeepney ist schon um 8 gefahren, heute Abend fährt noch einer, der Jeepney ist kaputt, der Fahrer verschwunden und wasweißich noch für Stories.
Aber alle kommen zum Schluss zu diesem Motorrad, nach einer Weile kostet es aber „nur“ noch 400 Peso. Der Typ mit dem Motorrad selbst kommt auch - wahrscheinlich zufällig - des Weges und bekräftigt das Angebot noch einmal. Ich scherze mit den Grinsebacken, die mich offensichtlich abziehen wollen. Dummerweise muss ich aber morgen früh in Puerto sein, um die Fähre zu erwischen, deshalb ist das Ganze gar nicht mal so zum Lachen. Schlussendlich muss ich einlenken, mit einem Taschenspielertrick gelingt es aber, wenigstens auf 300 zu reduzieren. Die Fahrt auf Schlammpisten durch den warmen Urwaldregen kommt aber durchaus gut.

Insel Mindoro - Beach Cops Are Bastards
Puerto Galera auf der Insel Mindoro ist an Ostern das Ausflugsziel der Jugend Manilas. Tagelang geben sich alle so richtig die Kante am gnadenlos überfüllten Strand. Mein Interesse an bizarren Partys verschlägt mich auch hierher. Kontaktmann B hat mich per SMS ins Ferienhaus seiner Familie hierher eingeladen, als ich noch auf Palawan war. Klingt erholsam... . Nach einem mehrtägigen Zwischenstopp in Manila nehme also den Bus zum Pier nach Batangas. Mit der Fähre geht es übers Meer. Sie ist eigentlich eher ein Boot mit Auslegern und bietet Platz für vielleicht 30 Leute.

In Puerto Galera stürmen die Tricyclefahrer auf mich ein - übliches Spiel. Ein Tricycle ist ein Motorrad mit Beiwagen und öffentliches Verkehrsmittel in Gegenden, in denen es wenig oder keine Jeepneys gibt. Ich wimmle sie erstmal ab, um mich zu orientieren und in der Stadt etwas Essen einzukaufen. Später an der Abfahrtstelle muss ich feststellen, dass der einzige Jeepney heute schon gefahren ist. Die Tricyclefahrer umschleichen mich mit Dollarzeichen in den Augen und nennen Wucherpreise. Och nee, nicht schon wieder! Nach einer kurzen Wartezeit komme ich aber doch gut weg. Mit zwei Einheimischen teile ich mir ein Tricycle - etwas eng, aber günstiger.



B erwartet mich vor Ort. Das Ferienhaus ist in Wirklichkeit eine unvollendete Baustelle, in der eine verwitwete ‚Haushälterin' mit ihrer zehnjährigen Tochter lebt. Ihr Mann ist vor etwa vier Jahren von Soldaten gefoltert und ermordet worden, die ihn wegen Mitgliedschaft in der New Peoples Army (NPA) verhaftet hatten, der Guerilla der Communist Party of the Phillipines (CPI). Ob er überhaupt wirklich mit der NPA zu tun hatte, finde ich nicht heraus. B selbst war seitdem jedenfalls nicht mehr hier – und das Haus ist auch nie fertig gebaut worden.

Am nahe gelegenen kleinen Strand verrottet eine wesentlich größere Investruine. Dort wollte ein japanischer Bauherr ein gigantisches Beach Resort aus dem Boden stampfen, scheiterte aber auf halber Strecke. Die bereits errichteten Gebäude zerfallen auf dem verwilderten Gelände.
In der Umgebung gibt es aber auch viele florierende Resorts und Hotels, gerade an Ostern brummt die Kasse. Das größte ist das ‚Ayala Beach Resort', das von einer reichen spanischen Kolonialfamilie betrieben wird. (Dieser Family gehört überhaupt die halbe Insel, aber auch San Miguel Beer, die wichtigste Biermarke des Landes.) Vor dem Ayala Resort haben sie einige mondäne Liegestühle aus edlem Holz platziert, die einladend wirken. Als ich mich darauf setze, kommt augenblicklich ein Herr in weißen Shorts und Hemd auf mich zu. Hat der im Busch gesessen? „You are not allowed to sit here, this is private property!" Ein Funkgerät rauscht und ich erkenne einen Knopf in seinem Ohr, als zwei weitere Typen in der selben Kleidung sich von hinten nähern. Ich entscheide mich für einen taktischen Rückzug.

Am Abend besuchen wir die Massenparty am ‚White Beach'. Horden Betrunkener tanzen, fressen und torkeln umher. Zwischendrin blitzt immer wieder die käseweiße Haut des einen oder anderen Sextouristen auf, erkennbar an ihrer Begleitung durch entweder einen männlichen Filipino als ‚Guide' oder eine (wesentlich jüngere) sexy Filipina, die sich sichtlich Mühe gibt, jeden noch so dumpfen Wunsch aus dem Augen ihres ‚Lovers' abzulesen. Pfui Deibel!

Wir treffen auf X und seine Gang. Die Jungs sind aus Quezon City und wohnen um die Ecke von B. Als kleinkriminelle Tagediebe schlagen sie sich so durch. X bietet mir Zigarillos an und wir rauchen zurückgelehnt am Strand wie Fidel Castro und Diego Maradonna es nicht besser hinkriegen könnten. Der Rum fließt in Strömen und irgendwann penne ich in der Hägematte ein. Ich erwache mitten in der Nacht und entschließe mich, doch noch ins Ferienhaus zurückzugehen. Mit gefühlten vier Promille mache ich mich auf den Weg und schlappe heimwärts am Strand entlang. Plötzlich stechen mir die Ayala-Liegestühle wieder in die Augen. In irgendeinem Übermut oder Wahn starte ich einen Nachtangriff: Ich flitze hin, schnappe mir einen Stuhl und laufe damit los.

Ein Aufschrei in den Palmen und Gewächsen neben mir, Taschenlampen leuchten auf. Im Augenwinkel erkenne ich wieder die Typen in ihren weißen Shorts, die jetzt hinter mir her rennen. Der Strand ist ansonsten menschenleer. Mir fällt auf, dass der Stuhl ganz schön schwer ist. Was will ich überhaupt damit? Die Gorillas machen irgendwie auch nicht mehr so einen freundlich-reservierten Eindruck wie heut Nachmittag, als sie da schnaubend näher kommen und sich gegenseitig irgendwelche Kommandos zurufen. Fuck, was mach ich hier? Ich schleudere den verfickt schweren Scheißstuhl davon, brülle: „Who are you – the fucking FBI?" und gebe Fersengeld. Schon wieder rennen, warum immer ich? Gazellengleich klettere ich über ein paar kleinere Felsen und schüttle die Verfolger ab.

Beinahe hätte ich meinen eigenen Geburtstag vergessen, den wir an einem der darauf folgenden Tage in kleinem Kreise mit San Miguel Beer begehen (Fuck Ayala und ihr FBI, aber das Bier ist gut). Schon bald bringen uns Fähre und Bus wieder zurück nach Quezon City.

Prolog

Dicke Wolken hatten während des ganzen Tages auf Berlin gedrückt und jetzt schleppten sie sie sich in das hinein, was als Abenddämmerung galt. Über der City trieben Regenfahnen wie Rauch über die Dächer. Die Sonne versank in einem rötlich-braunen Brei irgendwo hinter den bröckelnden Häuserfassaden der müden Stadt. Die Kralle des Fernsehturmes ragte hinauf in die schimmernde Smogglocke über der der Skyline. Das gelbliche Licht der Straßenlaternen blendete seine geröteten, vollkommen übermüdeten Augen.

Die Fahrbahn war glatt und feucht. Eddy Neumann rückte seine Wollmütze mit der linken Hand zurecht, während er den schweren Wagen mit der Rechten die Allee hinunter in Richtung Alexanderplatz steuerte. An einer roten Ampel ging er vom Gas und nahm einen Schluck Kaffee aus dem Plastikbecher im Getränkehalter neben dem Funkgerät. Scheinwerfer strahlten die sowjetisch-klotzigen Türme am Frankfurter Tor hell an. Nach dem Krieg war die ausgebombte Allee nach Moskauer Vorbild wieder aufgebaut worden. Die monumental breite Straße war ausdrücklich nicht nur für den Verkehr, sondern für Aufmärsche und Paraden vorgesehen, kilometerlang zog sie sich schnurgerade dahin, gesäumt von überdimensionierten, klobigen Wohnblöcken. Klassizistische Elemente vereinten sich mit dorischen Säulen zu den mächtigen Fronten monumental wirkender Bauten einer vergangenen Epoche. Obwohl Eddy weit davon entfernt war, Kommunist zu sein, konnte er dem Stalinstyle dieser Prachtmeile durchaus etwas abgewinnen. Der alte Josef hatte hier eindeutig Geschmack bewiesen. Auch in der Verbrechensbekämpfung hatte er einige gute Ideen gehabt, die Einrichtung von Arbeitslagern beispielsweise hielt Eddy für eine vernünftige Maßnahme - auch für die heutige Zeit. Der Georgier hätte sicher einen guten Innensenator in dieser Scheißstadt abgegeben, der Typ hätte endlich mal aufgeräumt.

Eddy Neumann musste so denken. Er war Polizist, zweifelsohne der härteste und gefährlichste Job in einer Metropole wie Berlin. Jede Nacht passierte es, dass Cops in der Stadt verletzt wurden. Sie wurden niedergeschlagen, angeschossen, aufgeschlitzt, zerstückelt. Bei jedem Einsatz lauerte der Tod. Diese Stadt wies nicht nur die höchste Kriminalitätsrate des Landes auf, vom Taschendiebstahl bis hin zum brutalen Mord, hier trieben auch die am meisten gefürchteten und wahnsinnigsten Politpsychopathen ihr Unwesen. Wahnwitzige Jugendgangs und Terrorgrüppchen von Anarchisten, Kommunisten, Nihilisten und Faschisten stritten um die Vorherrschaft auf den Straßen.

Sein Job war es, diesen Irren das Handwerk zu legen, seit er vor wenigen Jahren wegen eines kleinen Zwischenfalls von der Drogenfahndung zur Politischen Abteilung versetzt worden war.

„Scheiße!", schimpfte er leise.

„An alle Einheiten! Ein 5-23 im Lichtenberger Bahnhof.", quäkte es aus dem Funkgerät. „Wiederhole: 5-23 in Lichtenberg." Flimmerndes Rauschen. „Eddy, bist Du da draußen?"

„Natürlich. Bin schon unterwegs.", flüsterte der Cop in seinen Hörer.

„Eddy? Ein Glück. Nen paar Schläger machen auf dem Bahnsteig Rabatz. Schlagstockeinsatz wird empfohlen. Nimm sie Dir vor und besorg es den Wichsern ordentlich, alter Junge!"

„Mit Vergnügen."

Er drückte den Off-Schalter und raste auf die nächste Kreuzung zu. Eddy warf die Handbremse rein und riss seine Karre bei vollem Tempo um 180 Grad rum, während die Ampel auf rot schaltete. Der Kaffeebecher flog aus dem Halter und sein Inhalt spritze an die Beifahrertür.

Glory White Trash

Die beinahe unglaublichen Abenteuer der neonihilistischen Helden Natascha und Case jetzt in Serie. Die erste der insgesamt drei Staffeln nur hier im AntiEverything #6.

„Berlin ist ein verficktes Drecksloch!", entfuhr es dem Bullen durch die ineinander verbissenen Zahnreihen. Ein Satz, den jeder Cop hier mindestens einmal täglich von sich gab. Eddy war ein harter Knochen der alten Schule und stolz darauf, ein Mann zu sein, der sich auch mal außerhalb des Gesetzes bewegte und den Abschaum mit seinen eigenen Methoden bekämpfte. Er trat aufs Gas.

Die Straße war in zuckendes, blaues Licht getaucht. Mannschaftswagen rauschten heran und kamen mit qualmenden Reifen zum Stehen. Helikopter überflogen die Dächer und suchten nach flüchtigen Straftätern. Polizisten sprangen mit gezückten Tonfas aus ihren Fahrzeugen und sprinteten zu dem Bahnhof hinüber. Einer der ersten Wagen, die eintrafen, war der Eddy Neumanns. Der Fahnder der politischen Abteilung stieg aus und hielt sein Gesicht in den Regen. Er mochte diesen besonderen Regen. Er kannte seinen Geschmack und Geruch. Es war baltischer Regen, aus dem Norden, kalt und von der Seeluft gewürzt, scharf vom Salz. Für einen Moment fühlte er sich wie vor einigen Jahren, als er noch als Topermittler der Drogenfahndung tätig war.
Ein Zug uniformierter Bereitschaftspolizisten trabte an ihm vorbei. Er schlug die Fahrertür zu. Eddy Neumann bewegte sich langsamer als die anderen, vielleicht weil er die Verantwortung für den Einsatz trug.

„Neumann, Politische Abteilung. Was ist hier los?" Lässig ließ er seine Marke der PA aufblitzen. Der Anführer der Hundertschaft begriff sofort. Als Bereitschaftspolizist war er dieser Spezialbehörde des Bundes untergeordnet, von nun an hatte dieser Neumann hier das Sagen.
„Ich bin froh, dass sie hier sind, Kollege." Der ehemalige Einsatzleiter grinste schleimig. Jeder Vollidiot hätte diese Lüge durchschaut. Eddy ignorierte sie.
„Sagen Sie schon, was los ist, Mann!", brüllte er den Uniformierten an.
„Linksradikale Schläger stiften Krawall. Vermutlich handelt es sich um die Confrontation-Gang."
„Confrontation?" Der Bulle horchte auf. Confrontation, das war eine berüchtigte Schlägertruppe, auf die seine Abteilung schon lange scharf war. Skrupellose Aufrührer, allesamt verrückt und süchtig nach irren Abenteuern jenseits der Realität, immer neuen Schocks und nie da gewesenen Sensationen. Für diese Typen war die gesamte Gesellschaft nur ein Haufen Dreck, der beseitigt werden müsste. Sie waren äußert gewaltbereit und extrem fanatisiert, kurzum widerwärtige, rebellische Bastarde, denen gehörig die Fresse eingeschlagen gehörte, damit sie zur Vernunft kamen.
„Wie viele sind es?", fuhr er seinen Untergebenen an.
„Das wissen wir nicht. Sie haben die Überwachungskameras zerstört." Angst und hündische Ergebenheit machten sich im Gesicht des Bereitschaftsbullen breit.
„Woher wissen wir dann überhaupt, dass sie da drin sind?" Neumann kniff die Augen zusammen und musterte sein Gegenüber durch die schmalen Schießscharten in seinem zerfurchten Gesicht.
„Wir haben einen Anruf von unserem Informanten in der Szene bekommen", stotterte er, sichtlich bemüht den Vorgesetzten nicht zu verärgern.
„Deepthroat?" Eddy runzelte die Stirn.
„Positiv. Der Typ hat wieder geplaudert."
„Alles klar. Ich übernehme jetzt." Eddy riss dem Uniformierten sein Tonfa aus der Hand und wendete sich an die angetretenen Beamten.
„Wir haben es hier mit einer der gefährlichsten Chaotenbanden der Stadt zu tun. Die zum Teil der Punkerszene zuzuordnenden Mitglieder dieses Personenkreises sind erfahrungsgemäß besonders gewalttätig und besitzen Erfahrungen in Kampfsportarten. Um jegliche Widerstandsgedanken im Keim zu ersticken, ist ein entschlossener und konsequenter Polizeieinsatz notwendig. Wir müssen den Feind erbarmungslos in die Knie zwingen!"
„Jetzt gibt's auf die Fresse!", brüllte ein Übereifriger. Die übrigen Beamten jubelten. Das waren gute Worte in den Ohren dieser Schläger in Uniform. Alle waren heiß auf Ärger. Im nu war der Platz ein brodelnder Kessel.
„Vermummen!", brüllte Eddy und zog seine Wollmütze runter, die so raffinierter Weise zu einer schwarzen Motoradhaube wurde. Augenblicklich zogen auch die uniformierten Beamten ihre Hasskappen über und setzten die Helme auf. Offenbar wollte der Chef aufs Ganze gehen.
„Mir nach!", schrie Eddy und rannte mit erhobener Waffe zum Eingang des Bahnhofs. Die Beamten folgten ihm, so schnell sie konnten.

Das Geräusch splitternder Scheiben klang vom Bahnsteig hinüber, der Trupp durch den dürftig beleuchteten Tunnel trampelte. Eddy erreichte die Treppe als Erster und hechtete die steinernen Stufen hinauf.
„Aus dem Weg, olle Sumpfkuh!", brüllte Eddy, als er eine hutzelige Oma beiseite stieß. Sie verlor das Gleichgewicht und stürzte hinab auf die unterste Stu-

fe, wo die Stiefel der nachfolgenden Beamten über sie hinwegstapften. Die Bullen hatten ein beschränktes Sichtfeld durch das Visier ihrer Helme und liefen so eng beieinander, dass sie die alte Dame unter ihren Füßen nicht einmal bemerkten. Selber schuld, dachte Neumann, was stellt sie sich auch dem Einsatz in den Weg. Kein Untersuchungsrichter der Stadt würde ihn für diesen kleinen Kollateralschaden anpissen, er konnte sich einfach auf „Gefahr im Verzug“ berufen. Außerdem war er sowieso vermummt, kein Bürgerrechtsspinner würde ihm etwas anhängen können.
Die ersten Krawallmacher flüchteten bereits über die Gleise, als Eddy den Treppenabsatz erreichte. Sie hatten sie bemerkt. Ein Instinkt ließ den Bullen nach rechts schauen und er erkannte einen Teenager mit einem „Zwille“ genannten Handkatapult, der auf ihn zielte. Kawong! Die Welt wurde schwarz um Eddy, als ihn eine Stahlmutter an die Stirn traf und er besinnungslos zu Boden sackte.

Phophorfarbene Nebel stiegen um Eddy Neumann auf und umschlungen ihn alsbald gänzlich. Der Schmerz der Welt fiel ab von ihm und er hatte das Gefühl, sich schwerelos durch das Weltall zu bewegen. Nur langsam lichteten sich die Nebel und enthüllten die Konturen eines Gesichtes in weiter Ferne. „Chef!“ Die Schwaden färbten sich purpur und zogen beiseite, während das Gesicht näher heran glitt. Der Schmerz kam zurück und mit ihm die verfickte Realität.
„Wir haben sie verloren, Chef“, sagte der Bereitschaftsbulle mit seltsam verkniffener Miene und streckte seinem verletzten Vorgesetzten einen dampfenden Becher Kaffee hin. Eddy erwachte in einer Ecke des Bahnsteigs, ein Sanitäter tupfte auf seiner Stirn herum.
„Scheiße“ Sein Bewusstsein kehrte wieder. Er stieß den Becher beiseite.
„Lasst mich! Ich bin schon in Ordnung!“ Mit einem Satz sprang Eddy auf die Beine. Er taumelte. In seiner Stirn hämmerte es.
„Aber sie müssen ins Krankenhaus!“, stammelte der Sanitäter. „Sie könnten eine Gehirnerschütterung haben.“
„Firlefanz!“ Eddy schüttelte sich kurz die Benommenheit aus seinem schmerzenden Schädel, schob die umstehenden Beamten zur Seite, bahnte sich seinen Weg und schlürfte zur Treppe. Die Uniformierten schauten ihm ungläubig nach.
„Scheiße!“, fluchtete er. „Wenn was ist, ich bin in meinem Wagen…“ Mürrisch brummelnd verschwand er im Fußgängertunnel.
„Was für ein Mann“, sagte der Sanitäter.
„Ein wahrer Vollblutpolizist“, nickte der Bulle zustimmend.
Wie jede andere Metropole, so war auch Berlin eine lebendige und pulsierende Stadt, eine Hochburg von Kunst und Kultur, die von ihrer hart arbeitenden Bevölkerung aufgebaut und bewohnt wurde. Klack klack klack! Von anständigen, gesetzestreuen Bürgern, die ein tadelloses Leben führten, rechtschaffener Arbeit nachgingen und Steuern zahlten. Klack klack klack! Sie waren es, für die Eddy Neumann jede Nacht aufs Neue bis zur Erschöpfung im Einsatz war. Für diese anständigen Bürger hielt er den Kopf hin. Klack! Während er dachte, hackte er mit einer Kreditkarte auf dem Handspiegel herum. Die ehrlichen Bürger zu schützen, das war seine Aufgabe. Nie würde er das vergessen. Der Bulle schob das weiße Pulver zu einer akkuraten Linie zusammen und zog es direkt ins Nasenloch. Solchen Schnickschnack wie zusammengerollte Scheine brauchte er nicht, das war nicht sein Style. Der Bulle legte den Spiegel beiseite und startete den Motor.
Eddy Neumann drückte das Gaspedal voll durch und raste weiter durch diese verfluchte Stadt, die zu beschützen er einst geschworen hatte. Von Jahr zu Jahr, mit wachsender Erfahrung, wurde ihm dieser Sumpf aus Abschaum, Gewalt und Drogen verhasster. Winzige Äderchen platzten in seinen Augäpfeln, sie waren glasig und weit aufgerissen. Er wischte sich einen Rest Kokain aus dem Nasenloch, schnäuzte sich und war wieder bereit für die Verbrecherjagd.
„Confrontation“, murmelte er vor sich hin. Diese Pisser hatten sich heute einen gefährlichen Feind gemacht. Die würde er sich vornehmen, die Wichser würde er schon klein kriegen. „Harharhar“, lachte der Bulle mit einem irrwitzigen Grinsen in den Mundwinkeln und rauschte in die Nacht.

GLORY WHITE TRASH
Layer 1

Joyriders

Sie waren oben am Wasserturm. Es war ein nieseliger Nachmittag, Case drehte sich um und warf einen Blick auf die Umgebung. Himmel und Wasser verschmolzen zu einer grauen Tristesse. Trotz allem war es ein recht schöner Blick von hier und er erinnerte sich an einen klaren Abend mit goldenem Sonnenuntergang im letzten Frühling, an die Wärme der Sonnenstrahlen - und an Natascha. Ein eisiger Herbstwind fegte ihm kalte, klare Tropfen ins Gesicht. Er hörte die Polizeimegafone. „Gehen Sie bitte weiter". Raus aus dem Park. Rechts herum. „Bleiben Sie auf dem Gehsteig". Case rückte den Kragen seines Ben Sherman Hemdes zurecht und strich die schwarze Harrington glatt. Um die Ecke kamen zusätzliche Mannschaftswagen mit Plexiglasscheiben, und die Bullen gingen aufs Ganze. Die Kameras nahmen eifrig alles auf. Videobänder und Gesichter wurden für zukünftige Untersuchungen aufbewahrt. Sprechchöre schallten ihnen entgegen, der Wind warf zerrissene, hysterische Satzfetzen hinüber, verstärkt durch altersschwache Megafone. Zu erkennen war von außen nichts, außer der dichten, blauen Polizeikette, die den gesamten Platz abriegelte.

Neonazis aus dem Kameradschaftsspektrums Ostberlins waren zur Demo im linksalternativen Prenzlauer Berg angetreten. In der Mitte des Platzes vollführte ein Redner wilde Gesten und schrie aufgebrachte Worte ins Mikro. Einige Dutzend Faschisten hatten sich um ihn versammelt, die Schultern gegen den Regen eingezogen. Hinter einer dichten blauen Linie aus Polizei standen sie, eingekesselt wie einst die sechste Armee in Stalingrad. In ihren schwarzen Windbreakern waren sie äußerlich kaum von der antifaschistischen Gegendemo zu unterscheiden. Der Wind wehte Fetzen einer Rede herüber.
„Höre unseren Ruf, Jugend Preußens! Noch einmal heißt es: Freiwillige vor! Die Heimat liegt in Trümmern, die Flut des Bolschewismus droht unsere Grenzwälle zu durchbrechen, die Hydra der Anarchie und des Bürgerkriegs erhebt im Innern ihr Haupt. Rette dein Vaterland, deutsche Jugend!", schrie der Goebbelsimitator jenseits der unüberwindbaren Absperrung. „Schulter an Schulter mit euren Volksgenossen müsst Ihr antreten, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Kommt zum nationalen Widerstand. Tretet ein in die freien Kameradschaften. Schützt das bedrohte Kulturerbe eurer Väter! Rettet eure Zukunft! Hilf, deutsche Jugend!"

Mit Buh-Rufen und Trillerpfeifen versuchten die anwesenden Antifaschisten, das völkische Geschwafel zu stören. Hin und wieder flog ein Farbei über die Polizisten hinweg und schlug in die Reihen des nationalen Widerstandes ein. „Nie wieder Deutschland!", grölte ein Punk mit verwaschenem grünen Hängeiro, als er einen Wattebausch in Richtung der Nazis warf.
„Wir hören jetzt einen Redebeitrag der Zeitschrift ‚Revolution'", verkündete ein Sprecher mit krächzender Stimme und Rupert trat ans Pult.
„Hinter dem Faschismus steht das Kapital. Die nationalistische Reaktion fungiert nur als Bluthund der Herrschenden, um die revolutionäre Arbeiterschaft zu bekämpfen!", krähte Rupert ins Mikrofon. „Doch die Arbeiter haben kein Vaterland! Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Der Mob johlte. „Die Zähne zeigt, wer das Maul aufmacht! Lebt und lest ‚Revolution'!"
„Revolution!" Einige schwarz gekleidete Teenager mit Basecaps rüttelten an den Absperrgittern und wurden von den Beamten zurückgestoßen. Ein Vermummter versuchte drüber zu klettern. Sofort prasselten die Tonfas der Polizeibeamten auf ihn ein. Ausgeschlagene Zähne klimperten über den Asphalt, als sie den zappelnden Körper aus der Demo zerrten und zu einer Wanne schleppten.
„Wir fordern die Polizei auf: Lasst den Gefangenen frei!", rief Rupert ins Megafon. Natürlich war ihm klar, dass sie das nicht tun würde. Aber als Demoorganisator musste er bestimmt wirken. Rupert erkannte Case, der sich mit seinem Mob durch die Menge schob und die Festnahme beobachtete, doch der arrogante Wichser würdigte ihn keines Blickes. Ein paar Teenager brüllten Parolen gegen die Polizei. „ACAB!" Die Creme jedes Vereins wusste, wo es langging. Und sie ließ die Kids den Lärm schlagen, auf und ab hüpfen und alles in allem einen ziemlichen Aufstand für die Fernsehkameras zu machen.

Für Jungs wie Case war das Idiotenkram. Genau wie die Älteren, die sich zum Randalieren aufgemotzt hatten, als ob sie in einer Parade mitlaufen wollten: schwarze Militärklamotten, Stiefel und Kapuze. Für die Confrontation-Gang waren das die Beschränkten, weil es das Wichtigste war, in der Masse unterzutauchen. Ohne

die ganze Show konnte man doppelt so energisch zur Sache gehen. Da ging es um Strategie. Bei so massiver Bullenpräsenz stand die Pisse knöcheltief, und in so einer Situation machte man keinen Ärger.
Case hatte ein paar fähige Leute um sich geschart. Die wussten, er stellte was auf die Beine und versuchte immer, Ärger zu machen. Mehr brauchte es auch gar nicht. Mit einem bisschen gesundem Menschenverstand und genug Selbstbewusstsein, den Leuten klar zu machen, dass man wusste, wo es lang ging, konnte man gut Eindruck schinden. Die Bullerei kannte sein Gesicht und sie hatten ihn auch schon ein paar Male eingelocht, aber er schaffte es immer, sich vor schärferen Urteilen zu drücken. Er hielt die Augen offen und lernte aus seinen Fehlern. Die Kameras zeichneten alle Sünden auf, und nur die Kids und Saufsäcke fingen irgendeinen Scheiß an. Man musste völlig bekloppt sein, hier was loszutreten, auch wenn der Platz mal kochte. Am nächsten Tag waren dann Großaufnahmen von den Leuten in den Zeitungen, die zum Abschuss freigegeben wurden. Schwer, sich vorzustellen, dass man die Randale früher direkt an der Bullenkette anzetteln und ungeschoren davonkommen konnte.
Dunkle Wolken zogen herauf und kündigten einen Wolkenbruch an.
„Scheiß drauf!", schimpfte Case. „Hier ist nichts zu machen. Wir knöpfen sie uns woanders vor." Sie gingen weiter und verließen den weiträumig abgeschirmten Bereich dieser polizeilich organisierten Großveranstaltung für gesellschaftliche Randfiguren.

„Seht! Die Katastrophen nehmen überhand.", schallte es in Nataschas Ohren. Der Himmel über Berlin hatte die Farbe eines Fernsehers, der auf einen toten Kanal gestellt war. Sie bewegte sich langsam durch die dicht gedrängten Masse des Berufsverkehrs. Die digital verstärkte Stimme gehörte einem Typen im orangefarbenen Plastikoverall. Mit seinen hochgeschnürten, schwarzen Motorradstiefeln und einem neongrünen Hartplastikhelm stand er inmitten des Gedränges auf dem Gehsteig. Regungslos, starr, gleich einem Fels in der Brandung aus Fleisch, krähte er in sein klapperiges Mitsubishi Megafon: „Die Menschen haben die Atmosphäre biochemisch zerstört. Die Stratosphäre hängt schutzlos über unseren Köpfen, so dass negative Einflüsse aus dem Weltall uns Menschen verseuchen. Die Meere sind zu Müllhalden menschlicher Un-Kultur geworden, Abwassertümpel der Megakonzerne und ihrer Nuklearwaffen. Die Böden der Erde sind ausgelaugt."
Wosch! Ein Lastwagen mit der Aufschrift „China Shipping Ltd." rauschte nur Zehntelmillimeter an Nataschas Gesicht vorbei. Sie war auf die Fahrbahn ausgewichen. Schnurgerade lief sie auf dem schmalen weißen Steifen zwischen zwei Spuren. Ziung! Links und rechts schossen hochgetunte, systemnavigierte Wagen vorbei. Das war vielleicht gefährlich, aber immer noch besser, als sich im Schneckentempo durch den Mob zu kämpfen und diesem pseudoreligiösen Esoterikspinner zuhören zu müssen.
„Ist nicht mehr wie früher", hörte sie jemanden schimpfen. Einer dieser Wortfetzen, wie sie der Großstadtdschungel ausspie – wertlose Spam-Daten, die Natascha registrierte und automatisch wieder löschte, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden. Eine neongrelle Sirene schrie neben ihr auf. Die verwitterte Marmorfassade eines Einkaufscenters weckte Erinnerungen. Diese exklusive Yuppiegegend war einst „Microsoft Galaxy" genannt worden. Eine eigene Welt mit künstlichen Parks, Smogfiltern, Klimaanlagen und all dem Schnickschnack, der damals hip war. Lange vor dem Crash der New Economy. Mittlerweile war die Gegend ziemlich runtergekommen, ein Ghetto voller ausufernder Gewalt und Digitalkriminalität.
„Dass Gott in dieser grausigen Zeit einen Propheten zu den Menschen schickt, kann nur der verstehen, dem zur Gewissheit geworden ist, dass Gott die Liebe ist, dass Er, Gott, unser ewiger Vater, Sich um uns, Seine Kinder, unendlich sorgt. Dass er ist Cyberspace und Orbit, dass Er allein ist Alpha, @ und Omega... ."
Hinter einem kleineren Suzuki entdeckte sie eine Lücke im niemals abreißenden Fluss rasenden Stahls und sprang zurück auf den Gehweg. Die Hupe eines Mitsubishi jaulte hinter ihr auf und verschwand im allgegenwärtigen Rauschen.
„Mein Wort ist gesprochen. Die weltweite Apokalypse ist im Gange. Wer nicht hören will, wird in immer kürzeren Abständen seine geschaffenen Ursachen als Wirkungen fühlen!", drohte der Spinner von Weitem. Natascha schob sich voran. Das Gedränge war zwar dicht, doch nichts gegen den Tokyoter Berufsverkehr, den sie gewohnt war.

Case und seine Kollegen drängten in die Bahn. Aber sie wollten nicht nach Hause. Der Wagen war voller stilvoll gekleideter Lumpenproletarier. Sie fuhren zum Ostkreuz und, da dort alles voll BGS-Bullen war, weiter nach Lichtenberg. Sie stiegen aus, hingen auf dem Bahnsteig rum,

die lediglich mit dünnen Kapuzenpullovern und Windbreakern bekleideten Oberkörper des nationalen Widerstandes. Die panischen Schreie der selbsternannten weißen Avantgarde quiekten aus dem stählernen Käfig. Die verstörten Nationalisten im Wagon traten gegen die Türen und Wände, versuchten rauszukommen. Als sich die Türen öffneten, strömten die Schweine auf den Bahnsteig. Sie hatten einen guten Mob erwischt, ungefähr so viele, wie sie selbst, und Case trat dem ersten Wichser, der rauskam in die Eier. Atze schlug einem anderen in den Bauch. Keule trat ihm ins Gesicht und die S-Bahn leerte sich. Der Kampf fand jetzt im Laufen statt, da plötzlich wie aus dem Nichts die Bullen aufgetaucht waren.
Polizei auf dem ganzen Bahnsteig, das reinste Chaos, und niemand wusste, wo die so schnell hergekommen waren. Beide Parteien versuchten, aus dem Bahnhof rauszukommen. Draußen hatte die Bullerei keine Chance - aber jetzt kamen sie von allen Seiten. Case gab dem Nazi, den er gerade bearbeitet hatte, noch eine mit auf den Weg und stieß ihn weg. Jetzt hieß es abhauen! Er hechtete um den S-Bahn-Wagen herum und rannte über die Gleise, Atze und Keule waren schon drüben. Hinter ihm rauschte eine Bahn ein und trennte Confrontation von den Verfolgern. Irgendwie war das wohl ein wenig schiefgegangen, aber schon waren sie wieder mitten im Gedränge vor dem Bahnhof und mischten sich unters Volk. Confrontation hatte es mal wieder geschafft.

Schnellen Schrittes enterte Natascha den U-Bahnsteig, während die Bahn hereinrauschte, und schob sich in einen der völlig überfüllten Wagen. Nur mit einem Sprung hatte der Beamte es geschafft, die Bahn noch zu erreichen. Düdüdüt, eine rote Lampe blitzte auf, krachend schlossen sich die Türen und schon geriet der Stahlkoloss wieder in Bewegung. Die Zielperson stand nun zirka fünf Meter links von ihm im Gedränge. Beinahe hätte Natascha ihn abgehängt. Ob sie ihn bemerkt hatte? Diese Observation verlangte alle Kräfte des Polizisten, sein Hirn ratterte auf Hochtouren. Ein GPS-Tool schickte seine Koordinaten an die Zentrale, wo der gigantische Zentralrechner begierig auf Informationen lauerte. Diese Frau wurde laut Fahndungsdatei als extrem gefährlich eingestuft, der Zugriff musste genauestens geplant werden. Verstohlen schaute er sich um, sie stand nur etwa zwei Meter von ihm entfernt im Gedränge. Ihr überaus ebenmäßiges Gesicht war kühl, beinahe steif. Die Augen waren hinter einer dunklen Sonnenbrille verborgen.

Wortlos liefen Case und Natascha nebeneinander den Strand entlang. Die Verliebten balancierten auf dem schmalen Streifen über der Wasserlinie, wo der Sand nass und fest war. Sie trug schwarze Shorts und eines von Case' T-Shirts. Ihre Beine waren sehr braun. Sie gingen spazieren, folgten der Strandbucht. Das Reden war wohl dem, was zwischen ihnen war, untergeordnet, und jetzt stand ein Seevogel über ihnen, stellte sich gegen den Wind, glitt zur Seite, drehte ab und war weg. Das Paar schauderte ob der Freiheit, des unbekümmerten Dahingleitens. Sie drückte seine Hand.
Brosch! „Sorry, Alta. Wa nich so jemeent, wa." Ein abgeranzter Typ im rot-schwarzen Holzfällerhemd hatte ihn angerempelt, und da fiel Case wieder auf, dass er mit einem Bierglas in der Hand im Weg zum Klo der schäbigen Kreuzberger Kaschemme rum stand, in die er mit den Jungs gegangen war, nachdem sie in Lichtenberg ungeschoren davongekommen waren. Offenbar träumte er schon wieder von Natascha. Er hing ihr echt nach. Nur wenige Wochen nach dem Südamerikatrip war sie verschwunden, hatte sich einfach davon gestohlen. Und er wusste nicht einmal genau wieso, obwohl er es wohl wissen sollte. Verdammt! Der Holzfäller taumelte rülpsend aus dem Tunnel in seinem Schädel.
1a Jukebox, dachte Case und besann sich aufs Wesentliche. Nach diesen zehn halben Litern war er richtig breit. Drei, dann vier Uhr und die Nacht kam besser in Fahrt, das Bier schmeckte göttlich. Ätzte sich kühl die Kehle hinunter. Hastig gebrauter Chemiekram für Ignoranten. Atze und Keule laberten Scheiße, morgen würde er sich nicht erinnern, und die billige Discomucke war so laut, dass man sich anbrüllen musste. Aber das wichtigste war der harte Elektrobeat, der brachte Rhythmus in den Laden, und man musste nicht darüber nachdenken, was man erzählte. Es brauchte auch keinen Sinn ergeben, sondern man konnte einfach weiterreden, die Zunge bewegen. Je besoffener Case wurde, desto größer wurde auch der Unterschied zwischen dem, was er dachte und dem, was aus seinem Mund kam. Du könntest alles erzählen. Scheiß drauf. Steck das Geld in den Schlitz, drück einen Knopf, blätter durch die Seiten, und such Dir die Titel aus. Kinderleicht. Kann jeder Idiot, ohne drüber nachzudenken.

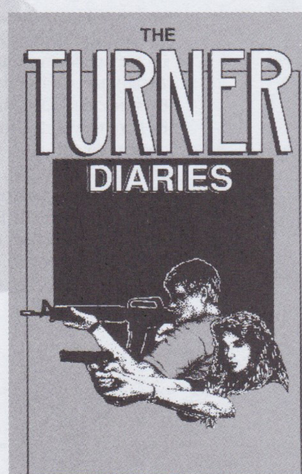


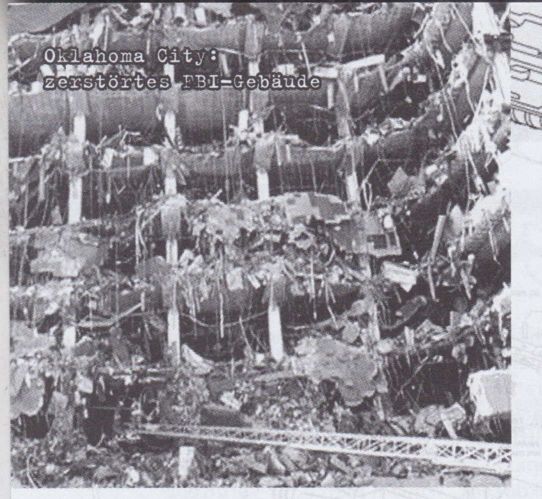
Schundroman des Hasses

Die "Turner Tagebücher" sind das womöglich meistverbreitete Buch innerhalb der militanten Naziszene weltweit und gelten u.a. als Inspirationsquelle für das verheerende Attentat von Oklahoma. Autor dieses seit 1974 publizierten Machwerks ist der mittlerweile verstorbene Führer der US-amerikanischen Neonazi-Organisation „National Alliance" und ehemalige Physikdozent, William Pierce. Er veröffentlichte es unter dem Pseudonym „Andrew Macdonald", offenbarte aber schon kurz darauf seine Autorenschaft.

„Glauben Sie mir", verkündete William Pierce einmal in seiner eigenen Radiosendung auf Kurzwelle, „wenn die Weißen Amerikaner nicht schon von Moral-Aids zerstört wären, und ihre Regierung sich nicht so verhielte, wie die Clinton-Regierung es tut, dann hingen die faulenden Körper der Politiker, Richter und Bürokraten von jedem Laternenpfahl und Strommast in Washington. Die Hauptquartiere der Medienkonzerne in New York und Washington wären ausgebrannte Ruinen, und das Blut der dort Beschäftigten flösse knöcheltief durch die Kanäle um die Ruinen. Alle Innenstädte und nicht-weißen Quartiere in Amerika wären abgeriegelt, während bewaffnete Einheiten von Tür zu Tür zögen. Die ethnischen Säuberungen im Kosovo sähen im Vergleich dazu wie ein Sonntagspicknick von Schülern aus. Das würde geschehen, wenn wir eine gesunde und moralische Nation wären, und nicht eine kranke Nation, die von den Verbreitern des Moral-Aids zerstört worden ist."
Diese wahnwitzigen Ansichten waren es wohl auch, die Pierce ein viertel Jahrhundert früher getrieben hatten, mit den „Tagebüchern" einen der schlechtesten Romane der Geschichte zu schreiben.

Die Story
Die Handlung der "Tagebücher" beschreibt den Aufstieg einer schlichtweg 'Organisation' genannten White-Power-Guerilla, die im Zuge ihres achtjährigen Kampfes zunächst die USA und später die ganze Welt unter ihre Kontrolle bringt und schlussendlich einen weltweiten Genozid auslöst.
Im Vorwort wird dem geneigten Leser zunächst erklärt, er befände sich im Jahr 2099, dem Jahre 100 nach der „Großen Revolution", die die „Neue Ära" eingeleitet hätte. Ein unbekannter Erzähler stellt die Hauptfigur Earl Turner vor, einen heldenhaften „Soldaten" und Märtyrer dieses Umsturzes. Daraufhin beginnen die Aufzeichnungen Turners, datiert auf das Jahr 1991, bzw. 8 VNZ (vor der neuen Zeitrechnung).
Die an allen Ecken und Enden bröckelnde US-amerikanische Gesellschaft befindet sich in Aufruhr, die Verbrechensrate ist astronomisch und Schwarze und andere Nichtweiße plündern und vergewaltigen sich durch die Städte, wie sie Lust haben, während ein korruptes Regime alle Weißen drangsaliert. Das Benzin ist rationiert und der Lebensstandard vollkommen im Keller. Viel schlimmer aber ist, dass der private Besitz von Waffen vor zwei Jahren verboten wurde und der weiße Mann somit der - selbstverständlich jüdisch kontrollierten - Regierung und den primitiven Barbarenhorden schutzlos ausgeliefert ist.
Als ebenfalls jüdisch kontrollierte Menschenrechtsorganisationen landesweite Razzien anzetteln, um das Waffenverbot durchzusetzen, scheint das Maß endgültig voll zu sein. Besonders beleidigend ist, dass diese Razzien von gedungenen Schwarzen durchgeführt werden, die diese Gelegenheit sofort wieder zum Plündern und Vergewaltigen nutzen. 800.000 Menschen werden wegen illegalen Waffenbesitzes verhaftet - selbstverständlich nur weiße Nichtjuden. Unter ihnen befindet sich




Oklahoma City: zerstörtes FBI-Gebäude

Earl Turner, der daraufhin auch seine Arbeit in einem Labor verliert.

So unter Druck gesetzt, beschließt Turner in den Untergrund zu gehen und von nun an gänzlich für den politischen Kampf zu leben. Damit meint er die Aktivitäten seiner vierköpfigen „Einheit", einer autonomen Zelle, die aus sicherer Entfernung von einem unsichtbar bleibenden Kommandostab dirigiert wird. Die 'Organisation' beschließt, dass es nunmehr Zeit ist zurückzuschlagen und es dem „System" ordentlich zu besorgen.

Im Zuge des eskalierenden Terrors wird etwa das FBI-Hauptquartier ausgebombt, wobei mal locker 700 Menschen umkommen. Verschiedene Attentate und Sabotageakte werden von der 'Organisation' verübt. Turner, der sich besonders hervortut, wird in ein supergeheimes inneres Kader der ohnehin geheimen 'Organisation' aufgenommen - den ‚Orden'. Doch das System pennt nicht und greift das Hauptquartier der Terrorzelle an. Turner wird gefangen genommen und von einem fiesen Mossad-Agenten brutal gefoltert. Da erlaubt sich der Held eine fatale Schwäche: Er bricht unter der Folter zusammen und gibt das Geheimnis von der Existenz des ‚Ordens' preis.
Er kommt wieder frei und gibt den erzwungenen Verrat zu. Die Führungsebene entscheidet daraufhin, dass er sein Leben für ein Selbstmordattentat geben muss, was er mit glühendem Eifer zusagt. Spätestens jetzt fängt die Sache an, richtig abzudrehen. Die 'Organisation' kommt in den Besitz von Nuklearwaffen und beginnt, ethnische Säuberungen in Südkalifornien durchzuführen. Mit Hilfe dieser neu eroberten Waffen kann sie den Krieg ausweiten und attackiert New York und Israel. Ferner wird die amerikanische Bevölkerung mal eben auf 50 Millionen „Arier" reduziert. Sein letzter Tagebucheintrag schildert, wie Earl Turner ein Flugzeug mit einem Atomsprengkopf bestückt und auf eine Kamikaze-Mission fliegt, um das Pentagon zu zerstören.
Vorm Abflug nimmt Earl Turner noch als Ehrengast an einem Initiationsritus der 'Organisation' teil, dem sich junge „arische Krieger" unterziehen. Sie müssen sich dabei verpflichten, auch ihr Leben für die Bewegung zu lassen. Im Chor sprechen die Kameraden den schwülstigen Treueeid: „Bruder! Die Bewegung nimmt dein Leben, aber dafür wirst du Unsterblichkeit erlangen. Denn deine Tat wird weder umsonst sein, noch wird sie je vergessen werden. Sie bleibt bis in alle Ewigkeit bestehen. Als Dank für deine Opferbereitschaft geben wir unser Leben in die Hand der Bewegung."

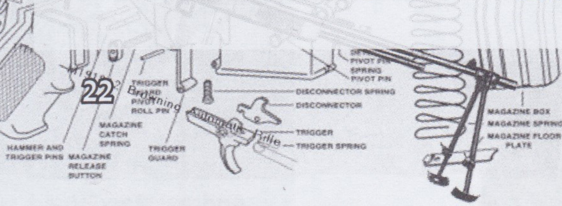
Ein kurzer Epilog erzählt, wie es der 'Organisation' im Folgenden gelang, weltweite Genozide zur Auslöschung der dunkelrassigen Bevölkerung durchzuführen und alle Juden der Welt zu vernichten. Turners Todesflug wird als Wendepunkt des Rassenkrieges beschrieben, weshalb sein Jahrestag auch jährlich als nationaler Gedenktag gefeiert wird. Als direkte Folge des Attentats kam es zu einer Destabilisierung des gesamten politischen Systems und schließlich zur Machtübernahme durch die 'Organisation'.

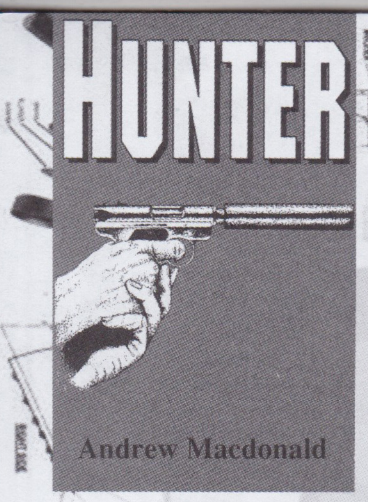
Was für eine kranke Scheiße.

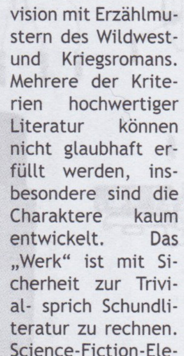
White Power Trash
In den Turner-Tagebüchern verbinden sich charakteristische Eigenschaften des Brief- bzw. Tagebuchromans vor dem Hintergrund einer düsteren Zukunfts-



Aus dem NA-Universum: National Vanguard Werbung & Resistance Records Magazin





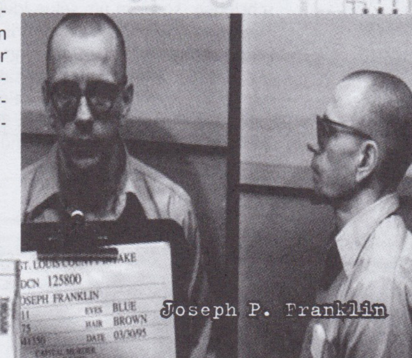


vision mit Erzählmustern des Wildwest- und Kriegsromans. Mehrere der Kriterien hochwertiger Literatur können nicht glaubhaft erfüllt werden, insbesondere sind die Charaktere kaum entwickelt. Das „Werk" ist mit Sicherheit zur Trivial- sprich Schundliteratur zu rechnen. Science-Fiction-Elemente treten, da die Handlung in einer nahen Zukunft spielt, in den Hintergrund, sind aber vorhanden. Nicht zuletzt ist es natürlich verschwörungstheoretisch.
Die Tagebücher sind in mehreren Sprachen bei „Vanguard Books" erhältlich, dem Buchversand der National Alliance. Die englische Version wurde auch durch den Verlag Barricade Books des mittlerweile verstorbenen jüdischen Verlegers Lyle Stuart trotz starker Proteste über den Buchhandel vertrieben. Lyle Stuart war ein vehementer Verfechter der Pressefreiheit, der das Buch heraus gab, obwohl er im Vorwort betonte, wie sehr er seinen Inhalt ablehnte. Nicht zuletzt dank dieses Engagements ist es heute auch über Amazon.com oder ähnliche Versandhandel außerhalb der rechten Szene leicht zu beziehen. Offiziell wurde es über 300.000 Mal verkauft. Da die National Alliance den kompletten Text nebst Übersetzungen auf ihrer Internetseite verbreitet, ist es aber unmöglich zu sagen, wie viele Leser das Machwerk bis heute tatsächlich erreicht hat. In Deutschland befindet es sich auf dem Index, allerdings erst seit April 2006.
Im Jahre 1989 veröffentlichte Pierce noch eine weitere Geschichte mit dem Titel „Hunter" unter demselben Pseudonym. Darin geht es um einen Typen, der systematisch ethnisch gemischte Paare, Juden und liberale Politiker ermordet und so das politische System destabilisiert. Der irre „Jäger" ist angetrieben von der Idee, Amerika von aller „Verderbtheit" befreien zu wollen. Vorbild für die Hauptperson des Romans war der Rassist und offensichtliche Psychopath Joseph Paul Franklin, der zwischen 1977 und 1980 insgesamt 18 Menschen ermordete und seine Verbrechen als „Kampf des weißen Mannes" bezeichnete.

Der Autor
William Luther Pierce (geboren am 11. September 1933 in Atlanta) erlag am 23. Juli 2002 im Alter von 68 Jahren den Folgen eines Krebsleidens. Seine Mitarbeiter hatte er zu strenger Geheimhaltung verpflichtet, was die Schwere seiner Krankheit anging. Der intellektuelle Kopf des amerikanischen Rechtsextremismus verstarb im Hauptquartier der National Alliance (NA) in Hillsboro, West Virginia.
1965 hatte er seine Karriere als Physikprofessor aufgegeben, um sich vollständig der Zusammenarbeit mit dem Führer der American Nazi Party (ANP), George Lincoln Rockwell, zu widmen. Er wurde auch rasch Funktionär der ANP bzw. der Nachfolgeorganisation National Socialist White People's Party (NSWPP). 1970 stieß Pierce zur National Youth Alliance, die Willis Carto 1968 ins Leben gerufen hatte Mit Pierce kamen weitere ehemalige ANP-Anhänger dazu und trugen beträchtlich zur Radikalisierung der Organisation bei.
1971 kam es zum offenen Konflikt zwischen Carto und Pierce. Carto beschuldigte Pierce des Diebstahls der Adressenliste seiner anderen Organisation, der Liberty Lobby. Pierce setzte sich durch und führte die Organisation, die sich nunmehr National Alliance nannte, ab 1974. Er gab das Magazin National Vanguard heraus, das zuvor Attack! hieß. Hinzu kam ein Buchvertrieb, spezialisiert auf rassistische und antisemitische Literatur. Später gab Pierce auch die Publikation Free Speech heraus. An Schüler richtet sich die seit 1993 erscheinende rassistische Comicserie „New World Comix"

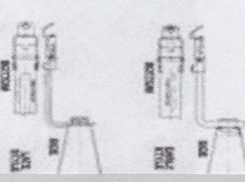
1985 verlegte er sein Hauptquartier von Arlington, Virginia, zu einer größeren Farm in der Nähe von Mill Point in West Virginia, die er für 95.000 Dollar in bar erstand. Zu dieser Zeit unterhielt er rege Verbindungen zu der rechtsterroristischen Organisation The Order. Ein FBI-Informant berichtete über größere Summen aus Banküberfällen, die der National Alliance zuflossen. Die Kohle wurde in Immobilien und Aktien angelegt und vermehrte sich ordentlich.

Die Führungskader der National Socialist White Power Party, insbesondere Harold Covington alias „Winston Smith" werfen Pierce und der National Alliance seit vielen Jahren immer wieder öffentlich „Verrat an der Sache der arischen Bewegung" und persönliche Berei-



Joseph P. Franklin







M2 Flash Hide



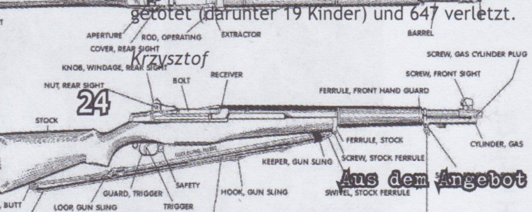
cherung vor. Gegenwärtig unterhält die NA cirka 40 lokale Gruppen in den USA und hat eine unbestimmte Zahl von Anhängern in Europa, Südafrika und Australien.
Durch die weltweit verbreiteten „Turner Diaries" zu einer Art rechtsextremem Superstar geworden, machte sich Pierce ab 1994 zu regelmäßigen Reisen zu Gleichgesinnten nach Europa auf, mit denen er eine fruchtbare Kooperation aufbauen wollte. So sprach er 1996 auf einer Konferenz der British National Party (BNP) und war Ehrengast beim „1. Tag des nationalen Widerstandes" der NPD am 7. Februar 1998 in Passau. Für die NPD-Festschrift „Alles Große steht im Sturm" schrieb Pierce ein Grußwort.

Vorbildfunktion
Die als „Blaupause für die arische Revolution" bezeichneten Turner Diaries wurden unter anderem 1983 von der rechtsterroristischen The Order als Vorbild genommen, die unter der Führung des NA-Mitglieds Robert Matthews bei einer Reihe von Überfällen über 4 Millionen Dollar erbeutete, einige Morde beging, Geldfälschung betrieb und einen Anschlag auf eine Synagoge durchführte. Der Amoklauf der Waffennarren endete 1984 in einem für Matthews tödlichen Shootout mit FBI-Agenten, bei dem seine Anhänger festgenommen wurden.

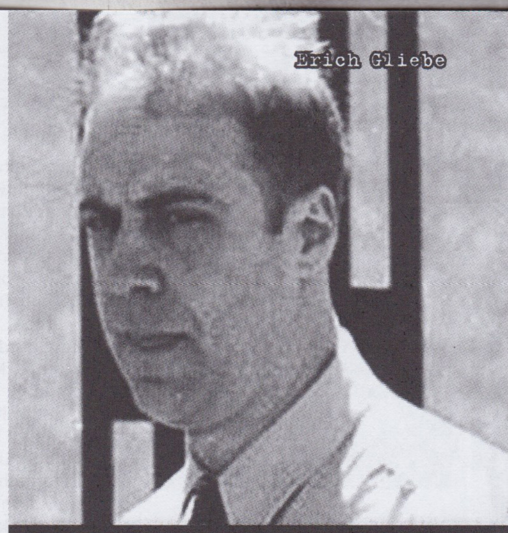
Auch die „Aryan Republican Army", die 22 Banküberfälle und Bombenattentate zwischen 1992 und 1996 beging, bezog sich auf die Tagebücher. Empfohlen werden sie außerdem von der militanten Christian Identity-Sekte Posse Comitatus.

Kurz nach dem Bombenattentat von Oklahoma City am 19. April 1995 erklärte William Pierce gegenüber der Washington Post, das habe wohl „jemand das Buch gelesen". Er habe die „Turner Diaries" ja auch nicht zu seinem Vergnügen geschrieben, sondern um seine Ideen zu verbreiten. Timothy McVeigh, der im April 1995 ein Regierungsgebäude in die Luft sprengte, war ein Anhänger der Tagebücher. Das Attentat weist mit deren Handlung eine Reihe von Übereinstimmungen auf. Insgesamt wurden in Oklahoma City 168 Menschen getötet (darunter 19 Kinder) und 647 verletzt.

Krzysztof



Aus dem Angebot



Erich Gliebe

Pierce' Vermächtnis: National Alliance heute
Durch den Aufkauf mehrerer europäischer Nazirocklabels ist ein weiterer lukrativer Geschäftszweig hinzugekommen. Heute zählen neben Cymophane, Nordland Records und Resistance Records, Johnny Rebel, Condor Legion Ordonance, WhitePowerRecords.com sowie Unholy Records zum Musik-Imperium der National Alliance. Außerdem besitzt sie die exklusiven Vertriebsrechte für Vinland Records, der US-Niederlassung von Nordland Records. Die zu einer gigantischen Unternehmenskrake mutierte NA wirft über eine Million Dollar pro Jahr ab.

Nach Pierce' Tod wurde der bisherige Sprecher und Führer der NA-Niederlassung in Cleveland Erich Gliebe sein Nachfolger. Gliebe ist der Sohn eines Wehrmachts-Veteranen und war früher Boxer. Bis zur Übernahme des Amtes war er vor allem ins Geschäft mit „White-Power-Musik" involviert.





Lip gloss

„Seit wann arbeiten Sie schon für meinen Vater?“, fragte sie, während sie langsam auf dem makellosen Bürgersteig der Shoppingmeile gingen.
„Lang genug“, antwortete er. „Vorsicht, nicht ausrutschen. Haben tückische Absätze, die Stiefel.“
Tracy stakte neben ihm her in ihren schwarzen französischen Lackstiefeln. Er sagte nichts, als sie in eine Seitenstraße einbogen. Der untersetzte, dicke Kerl war wachsam, angespannt.
„Der Senior sagt, du willst einkaufen?“
„Ja, bitte.“
„Wohin möchtest du?“
„Dahin“, sagte sie resolut, und führte ihn in eine enge Ladenstraße, die ordentlich vollgestopft war mit Juweliergeschäften und Designerläden. Ihre Shoppingerfahrungen in Paris, Mailand und Tokyo kamen ihr zugute. Das Vorgehen, das sie entwickelt hatte, um die Gorillas ihres Vaters zu ärgern, war über die Jahre hochgradig perfide geworden. Sie beteiligte den Mann an unsinnigen Entscheidungen zwischen einem Queen-Elisabeth-Medaillon oder einem anderen, oder diesen oder jenem Designerlämpchen, wobei sie freilich daran dachte, zu guter letzt nur zerbrechliche und besonders schwere Stücke zu nehmen, die unhandlich und unverschämt teuer waren. Eine fröhlich lächelnde Verkäuferin belastete Tracys Kreditkarte im fünfstelligen Bereich.
„Ist es auch wirklich nicht zu schwer?“, fragte sie ihren Gorilla milde lächelnd, als sie das Geschäft verließen.
„Nein, ganz und gar nicht, Madame“, keuchte der Typ unter all den Kisten.
„Bringen sie die Sachen in mein Appartement. Ich muss weiter zu einem Interviewtermin“, rief sie und lief eilig davon.
„Natürlich, Madame.“

„What a bitch is…“, dröhnte die Stimme Lee Hollis aus den altersschwachen Boxen. Atze und Keule zogen sich einen indischen Bollywood-Movie ohne Ton rein und hörten Spermbirds in Konzertlautstärke dazu. Die Skyline aus leeren Pizzaschachteln, überfüllten Aschenbechern und Bierflaschen voller Kippen türmte sich auf dem Tisch vor ihnen zu einem beeindruckenden Stillleben gelebten Punkrocks.
„Hätte mal wieder Bock auf Chaostage“, brüllte Keule. Er war bei dem Lärm kaum zu verstehen.
„Scheiße, Mann. Das wär geil“, pflichtete Atze ihm bei und nahm einen Schluck Bier. Er brüllte ebenfalls, die Musik war unglaublich laut. Plötzlich schreckte Atze auf, und starrte mit aufgerissenen Augen auf die Wand. Anscheinend hatte er einen Einfall, Keule kannte Atzes Mimenspiel in- und auswendig. Atze riss den Lautstärkeregler runter und rief mit leuchtenden Augen: „Wir machen unsere eigenen Chaostage!“
„1a Idee“, stimmte Keule etwas verwirrt zu, da er keine Ahnung hatte, wie so etwas vonstatten gehen sollte.
„Welches Kaff wollen wir heute in Schutt und Asche legen?“ Atze warf den Rechner an und tauchte ab in die unendlichen Weiten des Internet.
„That's the best thing about Punkrock: Anyone can get on the stage!“, rief Lee Hollis in Zimmerlautstärke, als hätte er Atze gehört und würde ihm beipflichten.

Es war einer jener trostlosen Berliner Morgende, an denen die berühmte Berliner Luft nicht erfrischend, sondern nur scharf ist, und die Feuchtigkeit wie mit tausend Eisnadeln in Gesicht und Hände schnitt. Rupert saß in einem eleganten Café in Mitte und beobachtete die Leute, die auf der nebeligen Straße vorbei gingen. Auf der Friedrichstrasse zwang das Spritzwasser der vorüberrauschenden Wagen die wenigen Fußgänger an die Hauswände. Es war Montagmorgen und sie beeilten sich, in ihre Büros zu kommen. Und während er sie durch die vom Regen bespritzte Scheibe beobachtete, stellte Rupert sich eine Stadt voller Blinder vor, die sich ihren Weg zur Arbeit ertasteten. Die Typen sahen alle gleich aus mit ihren schwarzen Anzügen und Idiotenfrisuren. Bei den Frauen gab es auch keine großen Unterschiede, aber we-

nigstens kamen ein paar hübsche Bräute vorbei.
Seine Verabredung ließ auf sich warten. Immer das gleiche mit diesen Schnepfen aus der Oberschicht. Sie hielten sich für was Besseres. Rupert hatte Zeit für einen kurzen Anruf. Er kramte sein Handy aus der Tasche seiner Jeans und wählte die Nummer aus dem Telefonbuch. Das Freizeichen tutete.

„Neumann", meldete sich die vertraute Stimme am anderen Ende der Mobilverbindung.
„Ich bin's: Deepthroat", sprach Rupert und gab sich Mühe, seine Stimme zu verstellen.
„Was gibt's?", fragte Neumann. Deepthroat war der beste V-Mann in der linksradikalen Szene, obwohl niemand seine Identität kannte.
„Ich bin enttäuscht. Ihr habt diese nihilistischen Bastarde laufen lassen..."
„Das ist unser Problem, Freundchen. Haben Sie neue Infos über Confrontation?" Der Bulle war hörbar interessiert.
„Jawohl. Hören Sie zu, mein Lieber: Die Gang wird angeführt von einem Typen namens Case. Seine Adresse und andere Fakten finden Sie „Seit wann arbeiten Sie schon für meinen Vater?", fragte sie, während sie langsam auf dem makellosen Bürgersteig der Shoppingmeile gingen.
„Lang genug", antwortete er. „Vorsicht, nicht ausrutschen. Haben tückische Absätze, die Stiefel."
Tracy stakte neben ihm her in ihren schwarzen französischen Lackstiefeln. Er sagte nichts, als sie in eine Seitenstraße einbogen. Der untersetzte, dicke Kerl war wachsam, angespannt.
„Der Senior sagt, du willst einkaufen?"
„Ja, bitte."
„Wohin möchtest du?"
„Dahin", sagte sie resolut, und führte ihn in eine enge Ladenstraße, die ordentlich vollgestopft war mit Juweliergeschäften und Designerläden. Ihre Shoppingerfahrungen in Paris, Mailand und Tokyo kamen ihr zugute. Das Vorgehen, das sie entwickelt hatte, um die Gorillas ihres Vaters zu ärgern, war über die Jahre hochgradig perfide geworden. Sie beteiligte den Mann an unsinnigen Entscheidungen zwischen einem Queen-Elisabeth-Medaillon oder einem anderen, oder diesen oder jenem Designerlämpchen, wobei sie freilich daran dachte, zu guter letzt nur zerbrechliche und besonders schwere Stücke zu nehmen, die unhandlich und unverschämt teuer waren. Eine fröhlich lächelnde Verkäuferin belastete Tracys Kreditkarte im fünfstelligen Bereich.
„Ist es auch wirklich nicht zu schwer?", fragte sie ihren Gorilla milde lächelnd, als sie das Geschäft verließen.
„Nein, ganz und gar nicht, Madame", keuchte der Typ unter all den Kisten.
„Bringen sie die Sachen in mein Appartement. Ich muss weiter zu einem Interviewtermin", rief sie und lief eilig davon.
„Natürlich, Madame."

„What a bitch is...", dröhnte die Stimme Lee Hollis aus den altersschwachen Boxen. Atze und Keule zogen sich einen indischen Bollywood-Movie ohne Ton rein und hörten Spermbirds in Konzertlautstärke dazu. Die Skyline aus leeren Pizzaschachteln, überfüllten Aschenbechern und Bierflaschen voller Kippen türmte sich auf dem Tisch vor ihnen zu einem beeindruckenden Stillleben gelebten Punkrocks.
„Hätte mal wieder Bock auf Chaostage", brüllte Keule. Er war bei dem Lärm kaum zu verstehen.
„Scheiße, Mann. Das wär geil", pflichtete Atze ihm bei und nahm einen Schluck Bier. Er brüllte ebenfalls, die Musik war unglaublich laut. Plötzlich schreckte Atze auf, und starrte mit aufgerissenen Augen auf die Wand. Anscheinend hatte er einen Einfall, Keule kannte Atzes Mimenspiel in- und auswendig. Atze riss den Lautstärkeregler runter und rief mit leuchtenden Augen: „Wir machen unsere eigenen Chaostage!"
„1a Idee", stimmte Keule etwas verwirrt zu, da er keine Ahnung hatte, wie so etwas vonstatten gehen sollte.
„Welches Kaff wollen wir heute in Schutt und Asche legen?" Atze warf den Rechner an und tauchte ab in die unendlichen Weiten des Internet.
„That's the best thing about Punkrock: Anyone can get on the stage!", rief Lee Hollis in Zimmerlautstärke, als hätte er Atze gehört und würde ihm beipflichten.

Es war einer jener trostlosen Berliner Morgende, an denen die berühmte Berliner Luft nicht erfrischend, sondern nur scharf ist, und die Feuchtigkeit wie mit tausend Eisnadeln in Gesicht und Hände schnitt. Rupert saß in einem eleganten Café in Mitte und beobachtete die Leute, die auf der nebeligen Straße vorbei gingen. Auf der Friedrichstrasse zwang das Spritzwasser der vorüberrauschenden Wagen die wenigen Fußgän-

ger an die Hauswände. Es war Montagmorgen und sie beeilten sich, in ihre Büros zu kommen. Und während er sie durch die vom Regen bespritzte Scheibe beobachtete, stellte Rupert sich eine Stadt voller Blinder vor, die sich ihren Weg zur Arbeit ertasteten. Die Typen sahen alle gleich aus mit ihren schwarzen Anzügen und Idiotenfrisuren. Bei den Frauen gab es auch keine großen Unterschiede, aber wenigstens kamen ein paar hübsche Bräute vorbei.
Seine Verabredung ließ auf sich warten. Immer das gleiche mit diesen Schnepfen aus der Oberschicht. Sie hielten sich für was Besseres. Rupert hatte Zeit für einen kurzen Anruf. Er kramte sein Handy aus der Tasche seiner Jeans und wählte die Nummer aus dem Telefonbuch. Das Freizeichen tutete.

„Neumann", meldete sich die vertraute Stimme am anderen Ende der Mobilverbindung.
„Ich bin's: Deepthroat", sprach Rupert und gab sich Mühe, seine Stimme zu verstellen.
„Was gibt's?", fragte Neumann. Deepthroat war der beste V-Mann in der linksradikalen Szene, obwohl niemand seine Identität kannte.
„Ich bin enttäuscht. Ihr habt diese nihilistischen Bastarde laufen lassen..."
„Das ist unser Problem, Freundchen. Haben Sie neue Infos über Confrontation?" Der Bulle war hörbar interessiert.
„Jawohl. Hören Sie zu, mein Lieber: Die Gang wird angeführt von einem Typen namens Case. Seine Adresse und andere Fakten finden Sie morgen in einem Umschlag ohne Absender in ihrer Post. Machen Sie sich nicht die Mühe, nach Fingerabdrücken zu suchen. Ich bin Profi." Rupert lächelte süffisant, obwohl sein Gesprächspartner ihn nicht sehen konnte. „Aber fahren Sie nicht einfach vorbei und nehmen ihn fest! Sofort wäre allen klar, dass er verpfiffen wurde, Neumann."
„Gut, wir werden uns was Besseres einfallen lassen. Noch was?"
„Dieser Case hat irgendeine Verbindung zu einer landesweit gesuchten Frau namens Natascha."
„Aha. Ist das alles?"
„Für heute schon, mein kleiner Bullenfreund."
„Auf Wiederhören, Deepthroat."
„Bis bald, Eddy."
Er legte auf und lächelte grimmig. Bald würde er diesen verfluchten Case los sein, diesen Chaoten, der in seinem revolutionären Revier wilderte. Viele seiner marxistischen Anhänger bewunderten Confrontation für ihre Radikalität, einige sprachen sogar schon davon, dass Case einen besseren Führer der Revolution abgeben würde als Rupert. Dieser vermaledeite Lumpenproletarier! Damit musste endlich Schluss sein, deshalb hatte der Kommunist sich entschlossen, mit den Bullen zusammenzuarbeiten. Zu diesem Zeitpunkt des historischen Prozesses auf dem Weg zur sozialistischen Weltrepublik hielt er das unter strategischen Gesichtspunkten für absolut notwendig. Natürlich durfte niemand jemals erfahren, wer sich hinter Deepthroat verbarg.

Da betrat sie auch schon das Café. Er wusste, dass sie es sein musste, sie fuhr sich durch die regennassen, schulterlangen Haare und trug ihre Nasenlöcher so hoch dabei, dass Satelliten reinfliegen konnten. Der Kommunist erkannte sofort, dass sie aus besserem Hause kam, solche Tussies sahen auf die anderen Mädels herab, zogen über sie her und sagten, dass sie gewöhnlich waren. Aber kriegte man eine von ihnen ins Bett, dann gingen sie richtig ab. Das kam wahrscheinlich von der Erziehung.
„Hi, ich bin Tracy. Tut mir leid, dass ich zu spät komme, aber ich war noch etwas Shoppen und hatte das Handy ausgestellt", sagte sie und reichte ihm ihre filigranen Klavierfingerchen zu einem halbherzigen Druck.
„Kein Problem. Ich habe einen Termin verschieben können. Daher haben wir sicher genug Zeit für das Interview." Rupert lächelte, dass ihm der Schleim quasi in den Mundwinkeln rann. Natürlich war das gelogen, er hatte keinerlei Termine, aber solchen Schnitten gegenüber musste man immer den vielbeschäftigten Macker spielen, wenn man einen wegstecken wollte. Tracy war Journalistin bei einem Lifestylemagazin im Hochglanzdruck, dessen Verlag ihrem Vater gehörte. Sie hatte ihn letzte Woche angerufen und erzählt, dass sie an einem Artikel über politische Straßengewalt arbeitete, für den sie ihn interviewen wollte. Als langjähriger Aktivist der kommunistischen Szene war er Experte für so was. Sie legte das digitale Sony Diktiergrät auf den Tisch und bestellte sich einen großen Latte Macchiato.

„Kronach mit seinen nicht mal 20tausend Einwohnern ist eine idyllisch gelegene Kleinstadt mit einem attraktiven Stadtkern, der dem geneigten Besucher romantisches Flair und behagliche Gemütlichkeit bietet.", sagte der Reporter mit ernster Miene ins Objektiv der Kamera. Keule zapte durchs Nachmittagsprogramm. Sein Knie wippte zu den halblauten Klängen des Songs ‚Going Underground' von The Jam. „Doch an diesem Wochenende haben sich Gäste angekündigt, die nicht auf einen gemütlichen

Spaziergang durch die historischen Gassen aus sind: Punks und Chaoten aus dem ganzen Bundesgebiet haben im Internet angekündigt, hier ihre so genannten „Chaostage“ abzuhalten. Wie zuletzt Mitte der Neunziger Jahre geschehen, soll wieder eine ganze Stadt in Schutt und Asche gelegt werden.“

„Harharhar“ Keule schaltete lachend auf einen anderen Kanal. „Du hast es echt geschafft. Sie ham das echt geschluckt, Mann!“

„Unser Polizeichef garantiert persönlich die Sicherheit der Bürgerinnen und Bürger während der Chaos-Tage. Die Angst, die derzeit um sich greift, ist nicht begründet. Die Polizei ist optimistisch, was den Großeinsatz angeht“, sagte der Pressesprecher. „Wir sind gut gerüstet! In jeder Schicht werden über 2000 Beamte im Einsatz sein.“

„Was ist ihre Strategie?“, rief ein Journalist.

„Wir werden wachsam aber zurückhaltend bleiben, flexibel reagieren, und bei Straftaten sofort hart durchgreifen. Anti-Konflikt-Teams werden die Punker zum freiwilligen Gehen auffordern, für alle anderen hat die Polizei schon zusätzliche Unterkünfte in einem ehemaligen Schweinestall vorbereitet. Wir bereiten uns auf eine lange Nacht vor. Wasserwerfer, Hubschrauber und Sondereinsatzkommandos werden im Einsatz sein und jede aufkeimende Gewalt von Seiten der Störer zu ersticken wissen.“

„The public gets, what the public wants“, klang es aus der Box. Keule schaltete weiter zu einem Drittprogramm, das ebenfalls die Chaostage zum Thema hatte. „The public wants, what the public gets“, hämmerten The Jam in sein Hirn.

„Die ironische Großmäuligkeit im Internet ließe sich als elektronischer Karneval abtun, als eine Art Büttenrede für Punks.“, sagte irgendein Experte. „Aber darin steckt zugleich der Aufruf zur Plünderung. Jedem von uns wird doch übel, wenn wir uns an die marodierenden Horden in Hannover 1995 erinnern. Die Bürger sind zu Recht verängstigt.“

„Den Anwohnern und Geschäftsleuten ist mulmig, aber sie lassen sich die Laune nicht verderben“, sagte ein Bürger und versuchte bestimmt zu klingen. „Wachmänner mit Hunden passen bei uns auf. Manche von uns haben sich bewaffnet. Aber wir hoffen, dass alles so ruhig bleibt, und wir nicht schießen müssen.“

Ein Gastronom brüllte von hinten: „Wir werden uns verbarrikadieren! Wir vertrauen der Polizei nicht. Die ham doch koa Chance, wenn die Punks in Rudeln kommen.“

Keule schaltete weiter und summte: “I'm Going Underground”

In dem Café verband sich legere Sportlichkeit mit hipper Neureichen-Ästhetik. In diesem gemütlichen Raum mit seiner einzigartigen Aura aus dicken Brieftaschen und angespannter Lässigkeit klärte Rupert die vielversprechende junge Journalistin Tracy nun über die Hinterhältigkeit der Presse auf. Sie schlürfte ihren lauwarmen Milchkaffee, zu dem zwei kleine Schokoladenkekse gereicht wurden.

„Ich hatte mir diese Radikalen ganz anders vorgestellt“, gestand Tracy. „Am letzten Samstag war nichts los und die Demo war wahnsinnig langweilig, fanden Sie nicht? Und wo waren die Politschläger, die Krawalltouristen und Chaoten, von denen man immer so viel hört?“

„Hier drin!“, sagte Rupert und tippte sich an die Schläfe. „Ein Hirngespinst. Feuchte Träume von Redakteuren.“ Seine Augen glitten an Tracys schlanken Beinen hinauf. Damit Rupert die Verlegenheit überspielen konnte, in die ihn seine sexuelle Andeutung womöglich gebracht haben könnte, schaute sie hinüber zur Bar, wo einige aufstrebende Mittzwanziger mit Gelfrisuren versuchten, Eindruck bei graumelierten Altmanagern zu machen.

„Diese Polithooligans mit ihren sinnlosen Gewaltexzessen, die der revolutionären Bewegung nur schaden, sind in den letzten Jahren verschwunden“, vertraute er ihr an. „Früher waren sie eine echte Landplage, aber sie haben Umsatz gemacht, und beim Journalismus dreht sich alles um die Auflage. Nach meiner Theorie sind die alle auf Drogen, das hat ihre Gewaltbereitschaft mittlerweile zerstört. Oder sie sind ins organisierte Verbrechen abgewandert, oder beides, oder haben geheiratet. Diese vermummten Pseudoanarchisten haben es sozusagen gemacht wie die Dinosaurier und sind einfach ausgestorben. Die Polizei hat sich zur Expertin bei der Steuerung von Großveranstaltungen entwickelt und überall Kameras installiert. Da haben die Rowdys beschlossen, dass es Ihnen reicht. Dazu noch ein paar harte Urteile und sie hatten die Schnauze gestrichen voll. Entschuldige bitte meine Ausdrucksweise. Die wütenden Randalierer von gestern wandern heute durch den Baumarkt und überlegen, in welcher Farbe sie das Kinderzimmer streichen sollen. Ist ja auch besser so. Heute haben wir es mit einer erwachsenen revolutionären Strömung zu tun, die auf höchstem Niveau für die gesellschaftliche Umwälzung und die Freiheit das Individuums eintritt.“

Seine Abneigung gegen die hirnlosen Schläger war keineswegs gespielt. Er konnte Typen wie Case, Atze und Keule nicht ab, da sie ihn nicht als einen der ihren akzeptierten. Dabei hatte er doch von Marx über Bakunin bis Tolstoi alles gelesen, was nötig war, um ein echter Revolutionär zu sein. Solche Lumpenproletarier kreideten ihm an, dass er nicht in einem der ärmeren Stadtteile im Osten wohnte, sondern in einer geräumigen Eigentumswohnung in der Nähe der Friedrichstraße. Sie hatten einfach keinen Verstand und würden es nie zu etwas bringen. Im Gegensatz zu ihm. Als Chefredakteur und Herausgeber des europaweit verkauften Magazins „Revolution“ brauchte er sich von den tumben Tölpeln nicht anwichsen zu lassen. Wahrscheinlich waren sie einfach nur neidisch, weil er an so reiche Schnepfen rankam wie Tracy und es nicht nötig hatte, sich durch Ostberliner Hartz-IV-Betten zu vögeln.

Polizeibeamte mit Heckler und Koch Sturmgewehren marschierten auf dem Bahnhofvorplatz auf und ab, Scharfschützen des SEK lagen rundherum auf den Dächern. Die besten Aussichtsplätze waren auch längst vergeben, auf den hochgelegenen Balkonen hockten die Kameraleute aller großen Stationen. Die Gastwirte zeigten sich weniger erlebnishungrig, sie hatten massive Rollläden vor die Fenster montieren lassen. Der Supermarkt mutete an wie ein Bunker, der Eingang war mit einer massiven Stahltür verrammelt, stählerne Platten verdeckten die Fenster. Gegenüber richtete das rote Kreuz eine Art Feldlazarett ein. Alles war perfekt, alle waren gekommen – nur die Punks nicht.
„Wir hätten uns niemals träumen lassen, dass man soviel Scheiße schreiben kann und trotzdem erstgenommen wird! Habt Ihr Euch eigentlich jemals gefragt, Weshalb wir irgendein bayrisches Kaff dem Bodden gleich machen sollten?“, kichernd hämmerte Atze die Worte in die Tastatur. Nachdem der Scherz so gut aufgenommen worden war, wendete er sich nun mit einer anonymen Rundmail direkt an die Presse. „Es ging darum, Euch zu mobilisieren! Wir haben die blutigen Stichworte geliefert, nach denen Ihr gelechzt habt, und Ihr habt bereitwillig die Köder geschluckt, die wir für Euch ausgelegt hatten. All den Dreck, all die ‚Schutt und Asche'-Scheiße, mit der Ihr die Punkszene seit Jahren überschüttet habt, wurde Euch gut präpariert als Fraß vorgesetzt. Fickt Euch, Pisser!”

„Wenn Du mehr über soziale Bewegungen weltweit wissen möchtest, kann ich Dir noch viel Infomaterial geben.“, säuselte Rupert ihr zu. „Ich habe auch beste Kontakte zu den Zapatistas in Chiapas.“
„Chiapas? Das ist ja interessant.“ Davon hatte sie gehört, ihrem Vater gehörten einige Landstriche im Süden Mexikos und sie wusste, dass die Leute dort ständig Probleme machten. „Wie wäre es, wenn wir uns heute Abend treffen könnten. Ich kenne da eine nette Bar in der Nähe meiner Wohnung...“
Sie kritzelte eine Adresse auf einen Zettel, den sie ihm gab und steckte das Diktiergerät ein. „Tschüßie!“

Rupert beobachtete das Wackeln ihres sportlich straffen Hinterns, als sie ging. Wahrscheinlich spielte sie Squash oder ging ins Fitnessstudio, um ihren Modelkörper fit und knackig zu halten. Mit den Mädels aus der Oberschicht zu vögeln, das war der wahre Klassenkampf. Diese Schlägertypen, die mehr an Gewalt interessiert waren, als an politischer Theorie, sollten sich mal so eine Braut anschauen.



MORE URBAN LEGENDS

Märchen, Sagen und Legenden scheinen uns ein Phänomen aus grauer Vorzeit zu sein. Damals, als sich abergläubische und verängstigte Menschlein von Gefahren umgeben sahen, die sie mangels Wissenschaft und Technik nicht zu begreifen in der Lage waren. So entstanden Geschichten von Hexen, Dämonen, Waldgeistern, Klabautermännern und ähnlichem Firlefanz, die heute lächerlich oder kindisch anmuten. Doch auch im einundzwanzigsten Jahrhundert sind Aberglauben und Gutgläubigkeit weit verbreitet und führen dazu, dass Menschen die unmöglichsten Geschichten glauben und weiterverbreiten, meist in der Annahme, ihre Umwelt warnen zu müssen. Via Internet und E-Mail verbreiten sich diese modernen Märchen, genannt „Urban Legends“, über den ganzen Erdball.
Nachdem wir uns schon im AntiEverything #4 mit dem Phänomen beschäftigt haben, stellen hier noch ein paar dieser makabren Stories vor.Geld per Mausklick
Viele von uns kennen solche Spam-Mails aus eigener Erfahrung: Bill Gates schenkt jedem $1000,-, Nike verschenkt Sportartikel, Disney spendiert eine Alles-Inklusive-Reise nach Disney World und so weiter und so fort - alles für das simple Weiterleiten der gerade erhaltenen E-Mail... .
Mit ein wenig gesundem Menschenverstand merkt man sofort, dass das Quatsch sein muss. Ob Du die Mail weiterleitest oder nicht, keiner schenkt Dir dafür was. Andere Varianten rufen zu Petitionen auf (etwa gegen Tierquälerei oder für die Rettung des Regenwaldes). Natürlich sammelt niemand diese „Unterschriftenlisten“ wieder ein, um sie irgendwem zu übergeben. Wie auch? Dennoch verbreiten sich diese „Hoax“ genannten Kettenbriefe immer weiter im Netz, ohne dass irgendjemand einen Nutzen davon hätte. Hoax-Mails sind nichts weiter als eine besonders lästige Form der Urban Legends.

Sex – was ist das?
Am 18.05.04 erschien folgende Meldung auf stern.de: „Ein deutsches Ehepaar fand nach acht Jahren heraus, wieso sie keine Kinder bekamen - sie hatten keinen Sex. In der Universitätsklinik Lübeck führte man Fruchtbarkeitstests durch, die aber positiv ausfielen. Als ein Arzt das Paar fragte, wie oft sie Sex haben, erhielt er als Antwort: ‚Was meinen Sie?‘. Das Paar sei kerngesund, die Ursache für das fehlende Wissen liegt daran, dass sie in einer religiösen Umgebung aufgewachsen sind und nie aufgeklärt wurden. Das Paar befindet sich nun in einer Therapie.“
Am selbem Tag veröffentlichten auch das englische Boulevardblatt „The Mirror“ und die Nachrichtenagentur „UIP“ diese Meldung, die daraufhin die Runde durch einige Tageszeitungen machte und seither auch im Netz kursiert. Schon auf den ersten Blick erweckt sie den Eindruck, eine „Ente“ zu sein und hat alle Chancen zur Urban Legend zu werden. Es fällt auf, dass über die Begebenheit eher abstrakt und frei von Fakten berichtet wird: Wir erfahren weder, wie das Paar heißt, noch den Namen des Arztes oder wann sich die Geschichte zugetragen haben soll. Auch Zitate der Beteiligten fehlen. Im Uniklinikum Lübeck ist der Vorfall jedenfalls vollkommen unbekannt.

Todesfalle: Draht im Hamburger
Im Jahr 2000 verbreitete sich eine Meldung per e-Mail, die behauptete, ein Kind in Texas hätte nach einem herzhaften Biss in ihren Hamburger über Schmerzen im Hals geklagt. Im Krankenhaus fand man daraufhin einen feinen Draht in der Speiseröhre des Mädchens, der zum Glück entfernt werden konnte. Die Notoperation dauerte angeblich sechs Stunden. Doch obwohl Lippen, Nase, Augen und Hals stark geschwollen waren und das Kind heftig aus Mund und Nase blutete, ging die Sache gut aus und es konnte das Krankenhaus bereits nach drei Tagen wieder verlassen.
Ausgelöst wurde der Vorfall angeblich durch einen unachtsamen Angestellten des Hamburgerrestaurants. Der hatte den Grill mit einer Drahtbürste gescheuert und danach vergessen, ihn zu reinigen, wobei ein ausgerissener Draht zurückblieb, der schlussendlich in besagtem Burger landete. Die Mail endet mit Tipps zum sicheren Reinigen von Burgergrills.

Obwohl das Ganze recht unwahrscheinlich klingt: Tatsächlich wurde im Frühjahr 2000 ein Mädchen mit Draht im Hals in das Kinderkrankenhaus Galveston eingeliefert. Die Geschichte ist also im Wesentlichen wahr, wenn auch mit Abstrichen. Die Operation dauerte weniger als eine Stunde, der Eingriff war Routine für die Ärzte und das Mädchen blutete auch nicht wie eine abgestochene Sau. Somit haben wir es hier mit einer besonderen Sorte der Urban Legends zu tun, da der Meldung ein tatsächlicher Vorfall zugrunde liegt, der allerdings stark übertrieben und skandalisiert wurde.

Ratten auf der Speisekarte
Für die Entstehung der meisten modernen Sagen ist eine Mischung aus Halbwissen und Vorurteilen die treibende Kraft. Klassisches Beispiel sind etwa die Mythen über chinesische Restaurants, in denen Hunde auf dem Teller der unwissenden Gäste landen.

Doch glaubt man einer populären Urban Legend, die seit Anfang 2005 als e-Mail die Runde macht, dann ist das noch harmlos: Angeblich wurde ein beliebtes chinesisches Restaurant in Atlanta geschlossen, nachdem die Behörden einen Hinweis erhalten hatten, dass der Betreiber regelmäßig Lieferungen von Ratten und Mäusen entgegen nahm.
Bei der angeordneten Untersuchung der Küchenräume fanden die Beamten tatsächlich abgepackte Ratten, Mäuse, Katzen, Hundewelpen und einen (Achtung!) gefrorenen Falken. Sie verhafteten den Besitzer und seine Ehefrau auf der Stelle und schlossen den verruchten Laden. Das Restaurant galt bis dahin als ein beliebter Treffpunkt der lokalen Prominenz, Whitney Houston und ihr Ehemann Bobby Brown speisten gern dort, ebenso Janet Jackson, Toni Braxton, TLC und andere.



Um zu beweisen, dass hier nicht etwa totaler Schwachsinn verbreitet wird, sind der e-Mail Fotos von abgepackten Ratten beigelegt, die angeblich bei der Razzia gefunden wurden. Diese Fotos stammen allerdings von der Homepage www.dumerils.com, die einem Anbieter für Schlangenfutter gehört. Sie sind nicht für den menschlichen Verzehr gedacht. Der Rest ist frei erfunden – Whitney Houston hat nie Ratten süß-sauer gegessen oder Falke kross, zumindest nicht in diesem (namenlosen) Restaurant.



Penis im Drink
Ähnlich appetitlich ist die Geschichte eines armen Teufels aus Denver, der einen abgetrennten menschlichen Penis in einer Flasche Saft entdeckte, nachdem er sie fast ausgetrunken hatte. Als diese Geschichte im Oktober 2001 zum ersten Mal auftauchte, schockierte die amerikanische Öffentlichkeit so sehr, dass sogar der Strom von Gerüchten um den 11. September kurz zum Erliegen kam. Ein Foto des abgetrennten Schwanzes sollte die Sache beweisen.
Tatsächlich hatte sich ein Mann namens Juan Sanchez-Marchez bei der Polizei gemeldet und angegeben, einen menschlichen Penis in einem Saft der Marke „Ora Potency Fruit Punch" gefunden zu haben. Er übergab das formschöne Teil. Natürlich hagelte es augenblicklich Gerüchte und Spekulationen über die Herkunft des Organs, den Verbleib seines ehemaligen Trägers und darüber, wie es ausgerechnet in eine Flasche Fruchtsaft geraten konnte. Nationale und lokale Zeitungen berichteten, die Produktion bei Ora Potency musste unterbrochen werden und viele Geschäfte entfernten das Produkt aus ihren Regalen.

Allerdings kam schon bald heraus, dass es sich bei dem Objekt des allgemeinen Interesses lediglich um einen Pilz handelte, wenn auch einen in Penisform. Durch die lose Verschlussklappe war Luft hinein gelangt, und da der stark zuckerhaltige Drink ein ideales Umfeld darstellte, konnte sich der große Pilz entwickeln, der Juan Sanchez-Marchez so erschrecken sollte.

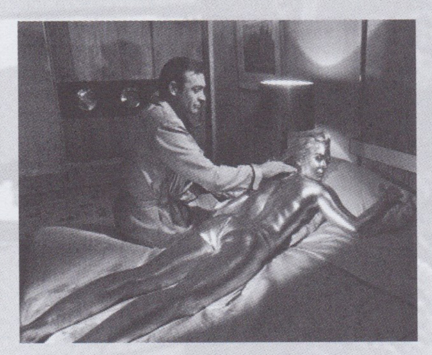
„Texas Kettensägen Massaker" - wahre Geschichte?
Besonders hartnäckig halten sich natürlich Gerüchte, die mit Blut, Mord und Totschlag zu tun haben. So wird zum Beispiel behauptet, dass der Horrorstreifen „Texas Kettensägen Massaker" auf einer wahren Geschichte beruhen würde.

Als der Low-Budget-Splatter 1974 in die Kinos kam, entwickelte er sich zu einem Überraschungserfolg, wohl nicht zuletzt wegen der berühmten, schier endlosen Verfolgungsszene, die abgesehen vom Jaulen der Kettensäge und den Schreien des Opfers ohne weiteren Inhalt auskommt. Storymäßig dreht sich das Ganze um eine Gruppe junger Studenten, die auf einem Ausflug zunächst an einen seltsamen Tramper geraten und schlussendlich in die Fänge einer kannibalistischen Familie von Kettensägenmördern, die sie in klassischer Manier nacheinander wegmetzelt. Dabei tut sich insbesondere „Leatherface" hervor, der die ganze Zeit eine Maske aus Menschenhaut trägt.
Das Remake von 2003 wurde mit dem Slogan „Inspiriert von einer wahren Geschichte" beworben, woraufhin sich viele Fans ernsthaft die Frage stellten, ob Leatherface und seine Rednecksippe wirklich gelebt hätten.

Tatsächlich gab es weder eine solche Familie in Texas, noch vergleichbare Kettensägenmorde. Der Regisseur Tobe Hooper sagte, die Idee für die Sägensache wäre ihm beim Betrachten eines Regals voller Kettensägen in einem überfüllten Baumarkt gekommen... . Die Figur des Leatherface basiert zu Teilen auf dem echten Psychopaten und Bauern Ed Gein aus Wisconsin, der Ende der 1950er Jahre Leichen aus Gräbern gestohlen und zu Gegenständen des täglichen Bedarfs weiterverarbeitet hatte. Zufällig stieß die Polizei damals auf 15 verstümmelte Frauenleichen in Geins keimigem Farmhaus (unter ihnen auch die seiner Mutter) aus deren Haut und Knochen der eifrige Bastler bizarre Objekte gestaltet hatte wie etwa Trommeln, Schalen, Masken, Handschellen, Geldbörsen, Messertaschen, Hosen, Stühle, Lampenschirme und Hemden. Außerdem hatte er noch einen Kühlschrank voller menschlicher Organe in seiner Bude.

Gein gab später zwei Morde an Frauen zu und wurde im Zusammenhang mit dem Verschwinden von vier weiteren Personen verdächtigt. Allerdings passten die Knochen in seinem Haus zu keiner der vermissten Personen. Der irre Bauer diente nicht nur als Inspiration für das Texas Kettensägen Massaker, sondern auch als Vorlage für Norman Bates („Psycho"), einen jungen Mann, der aus verdrehter Loyalität zu seiner toten Mutter zum Frauenmörder wird, sowie für die Figur „Buffalo Bill", jenen Transgender-Serienmörder aus „Das Schweigen der Lämmer", der die Haut seiner Opfer benutzt, um sich ein schickes Kostüm zu nähen.

Insgesamt sind die Übereinstimmungen zwischen einem echten Grabräuber aus Wisconsin und der fiktiven Killersippe aus Texas aber wohl ein wenig zu dünn, um von einer „wahren Geschichte" zu sprechen.



Goldtod am James-Bond-Set
Viele James-Bond-Fans sind der Meinung, die Schauspielerin, die das „Bondgirl" in dem Agentenstreifen „Goldfinger" darstellte, wäre an den Folgen der Dreharbeiten gestorben.
Im Film wird die Sekretärin Jill Masterson getötet, nachdem sie ihren Boss, den miesen Auric Goldfinger hintergangen hat. Dazu lässt der ihren Körper mit Gold bemalen, woran sie erstickt. James Bond erklärt daraufhin, einen Menschen komplett mit Gold zu bedecken würde zum Tode führen, weil die Haut dann nicht mehr atmen könne. Professionelle Tänzer würden aus diesem Grund immer eine spezielle Stelle am Bauch freilassen und die Bemalung nur dadurch überleben.

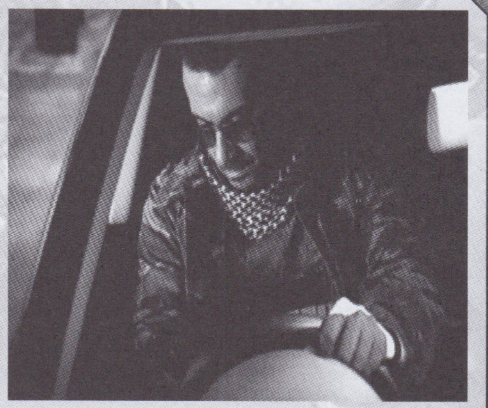
Das ist natürlich totaler Quatsch, schließlich atmen wir bekanntlich durch unsere Nasen, nicht durch die Haut. Doch 1964, als „Goldfinger" gedreht wurde, war man sich da anscheinend noch nicht so sicher. Als die Schauspielerin Shirley Eaton für die Szene angepinselt wurde, stellte das Studio mehrere Ärzte daneben, die ihren Gesundheitszustand permanent zu überwachen hatten. Sie war, nebenbei bemerkt, auch nicht komplett nackt, sondern trug einen

G-String. Außerdem ließ man besagte Stelle an ihrem Bauch frei, um sie vorm gefürchteten Goldtod zu bewahren.

Die Szene mit der goldenen Leiche wurde eine der berühmtesten der Filmgeschichte und Bilder davon seinerzeit überall abgedruckt (z.B. auf dem Cover des Life-Magazins). Eaton starb nicht daran, sie wurde nicht einmal krank. Später produzierte sie noch einige Filme, bevor sie sich aus der Schauspielerei zurückzog, um Hausfrau und Mutter zu werden. Übrigens war Goldfinger nicht der erste Film, in dem diese - leicht absurde - Mordmethode verwendet wurde. Bereits 1946 kam sie in dem Film „Bedlam" mit Boris Karloff vor.

Spielzeugsoldat von Terroristen entführt
Am 01. Februar 2005 meldete die Nachrichtenagentur "Associated Press", irakische Terroristen hätten über eine einschlägige Website die Entführung eines US-Soldaten bekannt gegeben und gedroht, ihn zu enthaupten, sollte die Regierung der Vereinigten Staaten nicht einwilligen, irakische Gefangene zu entlassen. Dazu gab es ein Foto des Entführten G.I., dessen Echtheit nicht bestätigt werden konnte.
Bereits am zweiten Februar veröffentlichte die Homepage des antiislamistischen „Site Institute" den Eintrag eines jungen Irakers aus einem arabischen Webforum, in dem der Typ anonym zugab, die ganze Entführung fingiert zu haben. Er entschuldigte sich und behauptete, er hätte einen Spielzeugsoldaten mit der Hilfe einiger Kinder für das Bild präpariert und den Rest erfunden.
Und tatsächlich: Das Foto zeigt eine Actionfigur namens Cody, die von der Firma Dragon Models (USA) vertrieben wird und ist schlichtweg eine plumpe Fälschung.

VW wirbt mit Terror
Seit Anfang des Jahres kursiert ein Video im Netz, das vorgibt, ein Werbespot von Volkswagen zu sein. Die professionell produzierte Fälschung zeigt einen arabisch aussehenden Mann (leicht zu erkennen am Pali-Tuch), der in seinen VW-Polo steigt, und diesen nach kurzer Fahrt durch die Stadt vor einem Straßencafe anhält. Dann drückt er einen Auslöser, um eine Autobombe zu zünden. Diese explodiert zwar, jedoch nur im Inneren des Fahrzeugs - ohne dass es die Gäste des Cafes überhaupt bemerken. Danach erscheint im bekannten Stil der Original-Werbespots das VW-Logo auf dunklem Grund, darunter



der Schriftzug „Polo - Small But Tough" („Polo - Klein aber zäh").

Als die Medien darauf aufmerksam wurden, kam das Gerücht auf, VW wäre tatsächlich in die Produktion verwickelt. So gab einer der angeblichen Produzenten zu Protokoll, der Film sei sehr wohl für Volkswagen produziert worden, aber nur versehentlich an die Öffentlichkeit gelangt. Glaubt man dem englischen Blatt „The Guardian", so ist der Film von dem Britischen Filmemacher-Paar „Lee and Dan" produziert worden, die damit nach eigener Auskunft ihre eigenen Fähigkeiten gegenüber der Werbeindustrie dokumentieren wollten. VW hat Anzeige erstattet.

Rentnerin reich durch Kaffeebecher
Immer wieder hören wir von unglaublichen Urteilen, die von US-amerikanischen Gerichten gesprochen werden. Keine Regelung scheint zu unsinnig, keine Schadensersatzforderung zu astronomisch zu sein für die Jurys. Da drüben scheint ja wirklich alles möglich zu sein, oder?
Da könnte es doch auch sein, dass die 81-jährige Stella Liebeck 4,5 Millionen US-Dollar zugesprochen bekam, nachdem sie sich bei McDonalds einen Becher Kaffee über den Leib geschüttet hatte. Das Gericht begründete sein Urteil angeblich damit, dass sie nicht auf die Tatsache hingewiesen worden sei, dass der Kaffee heiß ist.

Zumindest kursiert diese Geschichte per E-Mail, in Foren und Zeitungen und scheint ein Musterbeispiel für das verquere amerikanische Rechtssystem darzustellen: „Kipp dir einen Kaffee über die Hose, und du bist reich." Eines macht diese Geschichte tatsächlich speziell: Sie hat einen wahren Kern, nämlich den,

dass Frau Liebeck sich tatsächlich an einem McDonalds-Kaffee verletzte: Eines schönen Tages brachte die 79-jährige Stella Liebeck Ihren Enkel frühmorgens zum Flughafen in Albuquerque. Weil sie es nicht mehr geschafft hatte, zu Hause zu frühstücken, hielt sie auf dem Rückweg bei McDonalds, um sich dort einen Kaffee mitzunehmen. Sie nahm den Becher im Auto zwischen die Knie, konnte ihn aber nicht halten und verschüttete das Gebräu über ihre Beine. Der Kaffee hatte eine Temperatur von 80° C. Flüssigkeiten mit dieser Hitze erzeugen innerhalb von 3.5 Sekunden Verbrennungen Dritten Grades. Daher zog sich die Dame großflächig schwerste Verbrühungen zu. Nach einem mehrtägigen Krankenhausaufenthalt und wochenlanger Rekonvaleszenz zu Hause mussten bei Frau Liebeck Hauttransplantationen durchgeführt werden, welche nicht weniger schmerzhaft gewesen sein dürften, als die Verbrennungen selbst. Sie verlor 20 Pfund an Gewicht und lag für längere Zeit praktisch bewegungsunfähig flach.

Als sie wieder fit war, wandte sich Stella Liebeck an McDonalds, um Ersatz für Ihre erheblichen Behandlungskosten zu bekommen, wobei sie an einen Betrag von 2.000 Dollar dachte. McDonalds bot Ihr 800 Dollar an, woraufhin sie sich einen Anwalt besorgte und klagte. Im folgenden Prozess trat zu Tage, dass es den zehn Jahren zuvor, in denen bei McDonalds der Kaffee in diesen Temperaturen ausgeschenkt worden war, bereits über 700 Beschwerden wegen Verbrühungen durch den 80° heißen Kaffee gegeben hatte. Hieraus wurden bei der Fastfood-Kette bis zum Fall Liebeck keinerlei Konsequenzen gezogen. Nach einigem hin und her wurden Frau Liebeck schlussendlich insgesamt 640.000 Dollar zugesprochen, also ungefähr 15% der angeblichen 4.5 Millionen, die durch die Kaffee-Sage geistern.

Raucher wegen Brandstiftung verurteilt
Ebenfalls absolut nicht totzukriegen und immer wieder verbreitet - u.a. sogar durch deutschsprachige Rechts-Fachzeitschriften - ist folgende Geschichte, die Im Gegensatz zu Stella Liebecks Kaffee-Klage nicht für sich in Anspruch nehmen kann, jedenfalls ansatzweise einen wahren Kern zu haben:

In Charlotte, NC, kaufte ein Rechtsanwalt eine Kiste mit sehr seltenen und sehr teuren Zigarren und versicherte diese dann - unter anderem gegen Feuerschaden. Über die nächsten Monate rauchte er die Zigarren vollständig auf und forderte die Versicherung auf, den Schaden zu ersetzen - die erste Prämienzahlung war noch nicht einmal erbracht. In seinem Anspruchsschreiben führte der Anwalt aus, dass die Zigarren durch „eine Serie kleiner Feuerschäden" vernichtet worden seien.
Die Versicherung weigerte sich zu bezahlen mit der einleuchtenden Argumentation, dass er die Zigarren bestimmungsgemäß verbraucht habe. Der gerissene Rechtsanwalt klagte dagegen und gewann. Das Gericht stimmte zwar mit der Versicherung überein, dass der Anspruch unverschämt sei, doch ergab sich aus der Versicherungspolice, dass die Zigarren gegen jede Art von Feuer versichert seien und Haftungsausschlüsse nicht bestünden. Folglich müsse die Versicherung bezahlen, was sie selbst vereinbart habe. Statt ein langes und teures Berufungsverfahren anzustreben, akzeptierte die Versicherung das Urteil und bezahlte 15.000 $ an den Typ, der seine Zigarren in den zahlreichen „Feuerschäden" verloren hatte.
Nachdem der Anwalt den Scheck der Versicherung eingelöst hatte, wurde er allerdings auf deren Antrag wegen 24 Fällen von Brandstiftung verhaftet. Unter Hinweis auf seine zivilrechtliche Klage und seine Angaben vor Gericht wurde er zu 24 Monaten Freiheitsstrafe ohne Bewährung und 24.000 $ Geldstrafe verurteilt.

Das erstaunlichste an dieser Legende ist, dass sie eine solch offensichtliche Aneinanderreihung von abstrusem Unsinn darstellt, und eigentlich jedermann sofort als Lügengeschichte entlarven können müsste. Aber vorhandene Vorurteile lässt man wohl zu gern bestätigen, als dass man so eine nette Geschichte hinterfragt. Oder mal kurz darüber nachdenkt, warum eine Versicherung Zigarren gegen Feuer versichern sollte oder seit wann Rauchen Brandstiftung sein soll... . Diese Urban Legend existiert bereits seit den sechziger Jahren.

Irre Sekte will Jesus klonen
Die Diskussion um Gentechnik und ihre Folgen erhielt Anfang 2000 eine ganz neue Dimension als eine Gruppe namens „The Second Coming" die Bühne betrat, um selbstsicher zu verkünden, sie wäre dabei, einen Klon von Jesus Christus zu erzeugen. Bekanntlich sind bis heute Haare, Hautfetzen, Blut und ähnliches Material des Zimmermanns über Kirchen in der ganzen Welt verteilt. Auf ihrer Website gab die Gruppe an, ihre Wissenschaftler würden die DNA des Heilands in einem geheimen Genlabor aus so einer Reliquie extrahieren, um daraus ein menschliches Baby zu bauen. Als geplantes Geburtsdatum wurde der 25. Dezember 2001 angegeben.

Vorsorglich sollte sich der Leser schon mal darauf einstellen, dass die Kalender an diesem Tag mit dem „Anno Domini Novi 1“ von vorn beginnen würden. Natürlich wurde auch an eine Adresse für Bargeldspenden gedacht... .
„Wir können uns nicht länger mit Hoffnung und Gebeten begnügen und warten, dass Jesus irgendwann zurückkehrt. Wir haben die Technologie ihn jetzt sofort zurückzuholen! Es gibt keinen Grund, weder moralisch, noch rechtlich oder biblisch, davon keinen Gebrauch zu machen. Um die Welt vor ihren Sünden zu retten, müssen wir Jesus klonen um seine zweite Ankunft einzuleiten“, so das Pamphlet der irren Sektenspinner.

Tatsächlich geht die (mittlerweile verschwundene) Homepage auf den Autor Kristan Lawson zurück und enthielt diverse Hinweise darauf, dass es sich lediglich um eine gezielte Provokation hielt. Die „Second Coming“-Adresse ist in Wirklichkeit die seines Verlages Jolly Roger Press. Lawson wurde einst bekannt dafür, das „Unabomber-Manifest“ des Briefbombenattentäters Theodore Kaczynski (siehe Artikel in diesem Heft) in Buchform veröffentlicht zu haben, bevor dessen Identität raus kam. „The Second Coming“ war nur ein weiteres Projekt des Anarchisten, das ordentlich einschlug. Einige echte US-amerikanische Christensekten fanden die Idee gar nicht so schlecht... .

Krzysztof

Links zum Thema:
www.hoax-info.de
www.hoaxbusters.de
de.wikipedia.org/wiki/Moderne_Sage
www.snopes.com
www.urbanlegends.about.com

just a few boring

MOVIES ON DVD

willkührlich zusammengestellt von Krzysztof

Deadwood - Serie
Goldgräber, Mörder, Huren und Halunken tummeln sich in Deadwood, einem gesetzlosen Kaff im „Wilden Westen“. HBO hat mal wieder eine feine Autorenserie zusammengeschraubt, die sich in Sachen Tiefgang durchaus mit den göttlichen ‚Sopranos' messen kann. Der Einstieg gestaltet sich noch dröge, doch spätestens ab Folge drei klebt der Matsch von Deadwoods Hauptstraße an unseren verwarzten Cowboystiefeln und wir hocken mittendrin in der Pferdescheiße des Lebens. Für ein Klümpchen Gold killen wir unseren Nächsten und verfüttern ihn an die Schweine in der Chinesengasse, nur um ein paar Dollars in Swearengens Saloon verhuren oder beim Poker verlieren zu können. Hier zieht man die Knarre nicht zur Schau! Ob spielsüchtiger Revolverheld, hochmoralischer Ex-Marshall, opiumsüchtige Witwe, trinkfestes Mannsweib oder chinesischer Kartellboss - genial gezeichnete, hintergründige Charaktere prallen aufeinander in diesem Ort, der nur seine eigenen Gesetze kennt.
Zwei Staffeln sind bisher deutsch synchronisiert auf DVD erschienen, eine dritte geistert in den USA rum, eine vierte soll es leider nicht geben. Absolut empfehlenswert.

Four Dogs Playing Poker
Vier Freunde sind durch einen gescheiterten Kunstraub bei der Mafia verschuldet und müssen sich gegenseitig killen, um Lebensversicherungen abzukassieren. Ein strunzdummer Plot mit dem Tiefgang eines Softpornos. Was macht Molly Parker, ihres Zeichens Darstellerin der reizenden Witwe Garret in ‚Deadwood', denn hier? Grottig.

Traumata
Wirrer Scheiß.

Deepwater
Nat ist jung, pleite und unterwegs nach Wyoming, wo er sich den lang gehegten Traum von einer Straußenfarm erfüllen will, als er dem schrulligen Finch bei einem Autounfall das Leben rettet. Der mittelalte Typ bietet ihm an, sein Motel gegen Bares zu renovieren. Beeindruckt von Finchs imposanter Persönlichkeit und überwältigt von der Schönheit seiner jungen Frau, willigt unser Held ohne langes Zögern ein. Doch schon bald erscheint ihm die Kleinstadt als zwielichtiges Netz aus Macht, Korruption und Perversion, das sich immer enger um ihn zieht.
„Deepwater“ wurde mit einem äußerst niedrigen Budget produziert, überzeugt aber durch sauberes Spiel und eine bedrückende Stimmung.

Casino Royal
Besser als vorher.



was bisher geschah...

ex kripo beamter sophus beschliesst, mal hinter der feindlichen grundlinie ein zu trinken

ARGWOHN UND LETHARGIE

warthell

...13 monate allein mit diesen sandalen tragenden, vangelis hörenden hippie, stell dir das mal vor... hab mich dabei erwischt wie ich ihn von tag zu tag mehr zu mögen begann ja sogar ernst zu nehmen

let,aus mir wurde wirklich eine andere... ...person

iigett

komm wie legen nach

was suche ich hier?

vielleicht witzige geschichten aus dem alltag??

3 jahre! hab ich wegen ihm noch extra druff bekomen.

wenn er meint, mich 10 monate lang heimlich mit efedrin gefügig machen zu können, damit er für die blockflötenmeisterschaften üben kann,

ich meine, ich meine,eh eh...ich meine, 2 jahre lang bass gespielt weisste, bin schnell und laut, aber echt.

komm wir kiffen einen

in eine nette umgebung..

chickkahh,. hier, mach was draus.. und viel wasser trinken

du mich auch

mit den leuten die sich respektieren

scham? inna babyklappe geboren zu sein? im gegenteil,

du ausschiss an mittelstand...

ach weisst du dieser sonnebrillen tragende fickfehler, der sicher nicht mal nen fahrradschloss knacken kann dazu deine erfundenen knast geschichten, um vielleicht für lau trinken zu können, was für verlierer...bisschen scham, bitte

hier trinke ich einen, aber hallo..





ARGWOHN UND LETHARGIE

warthell





egal was man auch tut,
gerade wenn es so
notwendig ist....







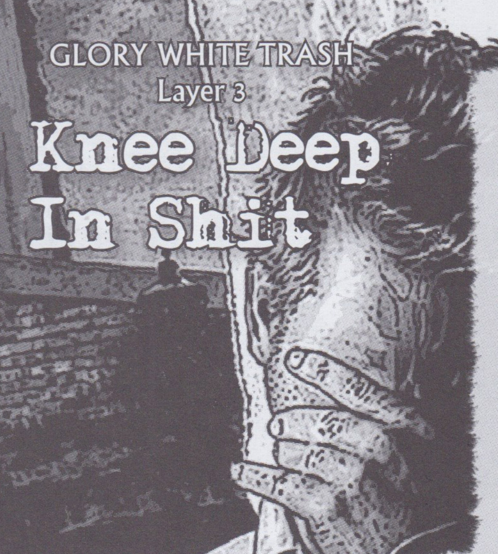


beim näxten mal
gottheit oder idiotie
wo ist der unterschied.

GLORY WHITE TRASH

Layer 3

Knee Deep In Shit



Der dichte Smog warf den acrylfarbenen Sonnenuntergang in fluoreszierende Schwaden, so dass seine wallenden Neonwolken ausgewachsenen kosmischen Explosionen glichen bei der Geburt eines neuen Universums. Zumindest stellte Case sich das astromäßig so vor. Er lief allein den kleinen, holprigen Sandweg am stillgelegten Bahndamm entlang. Es ging ihm beschissen, seit ihm von Tag zu Tag klarer wurde, dass das Leben ein einsamer Haufen Scheiße war. Mutterseelenallein stand er an der Spitze seiner eigenen Weltrevolution - und langweilte sich. Außerdem machte ihm eine Erkältung zu schaffen. Eigentlich hätte er zu Hause im Bett liegen sollen mit einer heißen Suppe bei irgendjemandem, der ihn pflegt. Aber da er alleine lebte, musste er eben sehen, wo er blieb. Würde er sich eine tödliche Krankheit einfangen, wäre er voll am Arsch. Der Revolutionär würde einsam und alleine abkratzen.

„Selbstverbesserung ist Masturbation. Vielleicht ist Selbstzerstörung die Antwort?", sagte Case zu sich selbst. Sein üblicher Trick war es, nicht krank zu werden. Die Klappe dichtzumachen und nichts ranzulassen. Wer genug Willenskraft hat und den Gefahren widersteht, die an jeder Ecke lauern, ist einfach auf der Siegerseite, sagte er sich. Aber manchmal kam der Körper einfach nicht gegen die übermächtigen Horden von Mikroben und Viren an, die ihn ständig attackierten. Case träumte zwar nicht richtig, doch die Erkältung ersetzte den fehlenden Tiefschlaf. Er war wie auf Drogen, nicht völlig weggetreten, aber in seinem Kopf drehte sich alles wirr durcheinander. Die Welt ist schlecht, wenn man zusehen muss, wie das Leben an einem vorbeirauscht. Der staubige Trampelpfad führte über zwei verkeimte Hinterhöfe, der klapprige Metallzaun, ein unbeleuchteter Hausflur. Er kannte sich gut aus in dieser Stadt, nannte die üblichen Verdächtigen seine Freunde. Er gehörte zu ihnen, wie man eben dazugehören muss, wenn man jemand ist, der Ärger wie ein Magnet anzieht. Alle respektierten ihn. Respekt war wichtig, wichtiger als alles andere. Nie mehr der schmale, kleine Junge sein, der von allen verprügelt wird, nie mehr hilflos sein und ohnmächtig. Endlich schleppte er seinen müden Körper die verrottete Holztreppe hoch. Die Kontrolle musste er behalten, in jedem Moment seines Lebens. Denn ohne Kontrolle war da nichts mehr, keine Ordnung und auch kein Sinn. Alles würde zusammenbrechen, sich zu einem unentrinnbaren Chaos in seinem Innern verwirren. Dagegen musste er kämpfen, immer. Kindergeschrei plärrte aus einer der oberen Wohnungen, als er bei Atze und Keule klingelte.

Mit einem unsanften Ruck hielt der Aufzug im zweiten Stock und Eddy Neumann stieg aus. Der Korridor war wie ein Aquarium beleuchtet. Schwaches Neon prallte vom blauen Linoleum und den blau lackierten Wänden ab. Derselbe Geruch nach Bohnerwachs, wie in jedem Polizeirevier im ganzen Land, gewürzt mit den Desinfektionsmitteln der Toiletten und abgestandenem Zigarettenqualm. Zwanzig Milchglastüren säumten den Durchgang, einige halb offen. Das waren die Büros der Fahnder. Aus einem kam der Klang eines einsamen Fingers, der auf einer Tastatur hackte; in einem anderen klingelte ein unbeantwortetes Telefon.

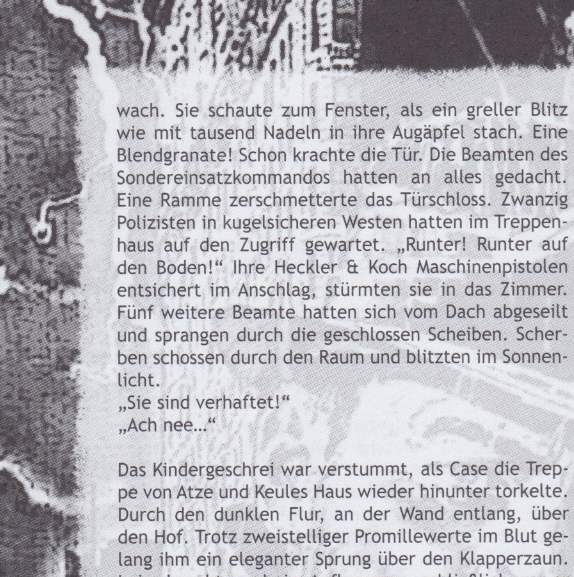
„Das Nervenzentrum des unermüdlichen Kampfes gegen die verbrecherischen Feinde der freiheitlich-demokratischen Grundordnung", brabbelte Neumann spöttisch und zitierte damit eine kürzliche Schlagzeile der Monatszeitschrift der Polizeigewerkschaft. Er stieß eine Tür auf und knipste das Licht an. Sein Büro war wenig mehr als ein düsterer Wandschrank, eine Zelle, deren einsames Fenster sich auf einen Hof geschwärzter Ziegel öffnete. An einer Wand Regale: verstaubte Bände mit Vorschriften und Anweisungen. Eine andere Wand des Büros nahmen vier Aktenschränke ein. Auf einem stand oben ein Gummibaum, den vor zwei Jahren eine mittelalterliche Sekretärin auf dem Höhepunkt ihrer unausgesprochenen und unerwiderten Leidenschaft für Eddy Neumann dorthin gestellt

hatte. Jetzt war der Baum tot. Er hängte seinen Mantel an einen Haken neben der Tür und ging zurück in den Korridor.
Dort stand ein Kaffeeautomat. „Wir haben Fickfotos rein bekommen. Das glaubst Du nicht. Kieck Dir das ma an.“ Entlang des Durchganges konnte Neumann die Stimme Fiebes hören von der Sittenabteilung, der mit seinem letzten Erfolg prahlte. „Hat eine Hausangestellte geschossen, sieh mal hier, wo er ihr quer übers Gesicht spritzt. Da kann man jedes Haar sehen. Das Mädel sollte Profi werden.“
Worum mochte es da wohl gehen? Eddy schlug gegen die Seite des Kaffeeautomaten, und der warf einen Plastikbecher aus. Ein Minister, Spitzenmanager oder hoher Beamter, vermutete er, und irgendeine Prostituierte. Es klang so, als ob er von einer eifersüchtigen Angestellten in flagranti fotografiert worden war. Die politische Sitte rieb sich bei so was die Hände. Die Beamten dieser Sonderabteilung der Sexualpolizei taten den ganzen Tag nichts anderes, als kompromittierende Details aus dem Leben irgendwie bedeutsamer Leute zu recherchieren. Es konnte jederzeit plötzlich von Nöten sein, jemanden unter Druck zu setzen. Egal, ob politischer Gegner, Gauner oder Mitglied der High Society - jeder hatte Leichen im Keller, hier wurden sie gesammelt. Die Presse lauerte immer auf solche Storys und war jederzeit bereit, sie saftiggeil auf den grellbunten Titelseiten auszuschlachten.
„Ficken!“ stieß Fiebes hervor, ein wieselartiger Inspektor Mitte Fünfzig, dessen Frau vor zehn Jahren mit ihrem Skilehrer durchgebrannt war. Neumann kehrte mit seinem Becher schwarzen Kaffees in der Hand in sein Büro zurück und schmiss die Tür hinter sich zu, so laut er es mit dem Fuß nur konnte.
„Idiot.“ Er hatte eine bedeutende Festnahme vorzubereiten und wollte in seinen Planungen nicht von seinem notgeilen Büronachbarn gestört werden.

„Siehst übel aus.“ Keule hatte wohl bemerkt, dass er zitterte. „Haste Malaria?“
„Ich bin jetzt seit vier Tagen krank und werd einfach verrückt, wenn ich jetzt zu Hause sitze und nichts zu tun hab.“ Die kratzigen Laute quälten sich aus seiner Luftröhre.
„Ich hoffe das ist nicht ansteckend.“, meinte Atze mit einer angewiderten Grimasse und beugte sich rüber. „Ich hab keinen Bock auf ne Tropenkrankheit.“
„Die einzige Tropenkrankheit, die Du kriegst, ist AIDS. Arschloch.“
Die drei hatten immer zusammen rumgehangen und Kumpels waren einfach das Wichtigste im Leben. Klar konnte man sich einreden, dass es andere Dinge gab. Liebe, Geborgenheit und ähnliches Wunschdenken. Aber das Leben war nun mal nicht wie einer von diesen Hollywoodfilmen. Mit allzu viel Mitleid konnte er nicht rechnen, wenn er krank war. Eine Schulter zum Ausheulen hatten Atze und Keule nicht über. Dafür aber eine große Sammlung japanischer Splattervideos, genau das richtige an so einem beschissenen Abend. Case kippte ein paar kalte Pilsener, die dank der Antibiotika besonders knallten, während mutierte Weltraumzombies, wahnsinnig vor blindwütiger Rachsucht, panisch schreiende Frauen und Kinder mit blitzenden Samuraischwertern in Stücke hackten, dass die rote Suppe hektoliterweise an blütenweiße Papierwände spritze.

Sanfter Nieselregen schmiegte sich an die Scheiben, als Natascha erwachte. Zögernd öffnete sie ein Auge und schaute zum Fenster. Die goldbraunen Strahlen der Morgensonne wärmten ihr Gesicht. Das Kissen duftete, und sie trug lediglich ein dünnes Satinhemd. Als sie sich streckte, zeichneten sich die Kurven ihres Luxuskörpers unter der warmen Decke ab. Es war ihr freier Tag. Der erste seit mindestens drei Monaten, sie würde ihn genießen. Die Arbeitsbedingungen im organisierten Verbrechen waren nicht die besten, aber sie lebte gut davon. Immerhin war das Hotel 1a. Sie verdiente einen Haufen Geld damit, sich in fremde Rechner zu hacken und geheime Informationen zu stehlen. Der Verkauf erzielte hohe Preise, rund um den Erdball. Seit einem Jahr bereits jagte sie nach Daten und verscheuerte sie meistbietend. Internet, Flughafen, Bahnhof, Hotel, Internet ... .
Auf dem Nachttisch stand ein eingerahmtes Bild, das sie auf allen Reisen bei sich trug: ein Drucke von Brueghel - ein düstere Vision des Untergangs. Skelette lagen auf einem Pferdefuhrwerk, Hunde knabberten an ihren Leichen, auf dem bräunlichen Boden verwesten verwundete oder halb zerfleischte Menschen. Der Himmel leuchtete rotschwarz, schien zu brennen. Es war das Ende, niemand mehr, der dem Wahnsinn Einhalt gebot. Ein schönes Bild, schön in seinem Grauen.
Natascha tastete nach dem Morgenrock, den sie am Abend neben dem Bett hatte fallen lassen. Sie verknotete ihren Gürtel und stand auf von dem reich verzierten Himmelbett der Präsidentensuite, in dem sie die letzte Nacht allein verbracht hatte.

Klirr! Vom Fenster her drang das Geräusch splitternden Glases an Nataschas Ohr. Etwas flog durch die Scheibe. Mit einem Mal war sie hell-



wach. Sie schaute zum Fenster, als ein greller Blitz wie mit tausend Nadeln in ihre Augäpfel stach. Eine Blendgranate! Schon krachte die Tür. Die Beamten des Sondereinsatzkommandos hatten an alles gedacht. Eine Ramme zerschmetterte das Türschloss. Zwanzig Polizisten in kugelsicheren Westen hatten im Treppenhaus auf den Zugriff gewartet. „Runter! Runter auf den Boden!" Ihre Heckler & Koch Maschinenpistolen entsichert im Anschlag, stürmten sie in das Zimmer. Fünf weitere Beamte hatten sich vom Dach abgeseilt und sprangen durch die geschlossen Scheiben. Scherben schossen durch den Raum und blitzten im Sonnenlicht.
„Sie sind verhaftet!"
„Ach nee..."

Das Kindergeschrei war verstummt, als Case die Treppe von Atze und Keules Haus wieder hinunter torkelte. Durch den dunklen Flur, an der Wand entlang, über den Hof. Trotz zweistelliger Promillewerte im Blut gelang ihm ein eleganter Sprung über den Klapperzaun. Leise keuchte er beim Aufkommen, schließlich war er nicht wirklich fit, sondern einfach nur zu besoffen, die Schmerzen zu spüren. Seine verquollenen Augen klappten immer wieder zu, als er am Bahndamm entlang schlich. Berlin war eine kaputte Stadt, voller sprachloser Rentner und mürrischer Proleten. Gegenwart und Vergangenheit verschmolzen miteinander und wurden dann in die Gosse gekotzt. Er überquerte eine kleine Kreuzung und plötzlich waren sie da.

„Da is er ja!", rief ein ledernackiger Typ der Marke Großraumdiscotürsteher und rückte seinen Schlagring zurecht. Das mussten mindestens zwanzig von den Arschlöchern sein. Die waren damit wohl in der Überzahl. Das waren echt finstere Kerle. Wer waren sie, und vor allem, was wollten sie? Irgendwie kamen sie Case zumindest nicht wie Nazis oder Bullen vor, mit deren Angriffen er jederzeit zu rechnen hatte. Alles sportlich gekleidete Typen mit beachtlichen Oberarmen, in denen sie Stöcke und Teleskopschläger hielten. Die Schweine hatten sich auf einem Stück Ödland versammelt, das die Bezirksverwaltung als Grünfläche bezeichnete. Eine karge Insel im Beton, auf der sie ihm aufgelauert hatten. Langsam kamen sie auf ihn zugeschritten.
„Aaaaahhrgh!" Die Zeit spielte keine Rolle mehr, als Case brüllend auf die verfickten Wichser zustürmte. Er entschied sich ohne Zögern für den Frontalangriff. Das war Wahnsinn, aber er hatte sowieso keine Chance mehr wegzukommen, wenn er jetzt zu fliehen versuchte. Also ging er vor. Er konnte nicht siegen, aber er würde unter der wehenden Fahne der Freiheit sterben. Die Bastarde kamen jetzt richtig in Bewegung, legten ordentlich los, wie eine Orang-Utanghorde auf dem Kriegspfad. Sie brüllten, warfen Steine nach ihm, die seinen Körper knapp verfehlten. Unmittelbar spürte er den Hass, der ihm entgegenschlug. Case stürmte voran, die Krankheit war wie weggeblasen, als er die halbvolle Bierflasche schleuderte und einen der größeren Typen in der ersten Reihe erwischte. Sofort spritzte die rote Suppe aus seiner hässlichen Fratze und der Pisser ging schreiend zu Boden, dass seine Kumpels über ihn wegtrampelten. Einer der Jüngeren trat ihm ungebremst auf den Schädel, dass es laut knirschte, und ein anderer stürzte über seine Beine und fiel der Länge nach hin. Case spürte ihren Hass nicht mehr, weil er selbst genug davon hatte und rannte ihnen entgegen. „Ahhhhhrgh!"
Für Angst blieb keine Zeit mehr, als sechs von den älteren Typen aus der Menge auf ihn zukamen. Echte Straßenkämpfer mit vernarbten Gesichtern, kurz geschorenen Haaren und leeren Blicken. Dem ersten brach er mit einem harten Ellenbogen die Nase, doch als er zum Kniestoß in die Eier ansetzte, traf ihn ein Baseballschläger in den Oberschenkel. Jetzt war alles voll von denen. Seine Ohren schmerzten vom Krach und Geschrei, von der Bewegung, von den dumpfen Schlägen der Fäuste und Tritte, die auf ihn einprasselten, da traf ihn ein Eisenträger oder so was seitlich am Kopf. Er lag mit dem Gesicht auf dem Pflaster und fraß Hundescheiße. Sie traten auf ihn ein, versuchten, ihm ernsthafte Verletzungen zuzufügen. Sein einziger Schutz war die Enge, weil sie sich gegenseitig im Weg standen. Sie wollten ihm in die Eier treten, er rollte sich zu einer Kugel zusammen. Es gab keinen Ausweg. Er wollte schreien, kriegte aber keinen Ton raus. Es waren noch höchstens zehn von den Wichsern, glaubte er, und sie versuchten ihn wohl durch den Beton zu rammen. Wollten ihn durch den Gully in den Abwasserkanal drücken. Sie hörten nicht auf zu treten. Er hatte Kotze im Maul, versuchte sich abzurollen, wollte seine Eier schützen, und den Kopf. Er sah sich schon im Rollstuhl, in nem Sarg die Rutsche runterfahren. Im Krematorium schmolz seine verprügelte Leiche wie eine kaputte Wachsmarionette, der zum allerletzten Mal die Fäden abgeschnitten wurden. Er verlor die Kontrolle über sein Bewusstsein, versank in einer Art psychedelischem Drogentraum. Gedanken blitzten wirr herum. Er spürte die Hiebe zwar, doch nicht mehr den Schmerz. Ansonsten hatte er aber immerhin noch seinen Stolz. Eine dumpfe



Stimme sagte ihm, dass er es ihnen gezeigt hatte. Ihm reichte es. Sirenen. Die Bullerei tauchte von irgendwo her auf und der Schiedsrichter pfiff das Match ab, als seine Sinne ihn verließen.

„Industriespionage, Steuerhinterziehung, Körperverletzung", zählte Eddy Neumann auf. Er blickte auf die Akte, als würde er sie zum ersten Mal sehen. „Das ist ja eine beachtliche Sammlung. Die ist schon ein paar Jahre wert, es sei denn..."
„Vergiss es!" Die Antwort war eindeutig.
„... es sei denn Du kooperierst mit uns, Schätzchen." Er lies seinen Blick Nataschas Beine hoch wandern. Noch immer trug sie lediglich das Satinhemd. Neumann hatte es aus polizeilicher Sicht nicht für nötig gehalten, ihr zu erlauben, sich nach der Verhaftung anzuziehen.
„Wie geht es eigentlich Deinem kleinen Freund, he?", stichelte der Bulle. „Dieser... wie hieß er doch grad... Case."
Ein wütender Blick aus Nataschas fest zusammengekniffenen Augen stach ihn zur Antwort. Sie war also doch zu Emotionen fähig. Kalter Stahl von Handschellen hielt ihre Hände hinter der Lehne des weißen Plastikstuhles, auf dem sie saß. Kühle weiße Kacheln, einige mit dunklen Flecken, wohl angetrockneten Blutspritzern. Der Boden des Verhörzimmers wies ein leichtes Gefälle zur Mitte hin auf, wo sich ein vergitterter Abfluss befand. Die Neonröhre zuckte.
„Ich werd es Dir verraten, Süße." Der Bulle legte eine theatralische Pause ein und nippte an seinem lauwarmen Kaffee. Er saß ihr gegenüber hinter einem weißen Schreibtisch. „Du würdest ihn kaum wieder erkennen, wenn Du ihn sehen könntest. Sieht scheiße aus, wie ne zermanschte Pizza. Der Typ hat ein wenig auf die Fresse bekommen."
„Warum sollte ich das glauben?"
„Weil es stimmt. Und weil Du sowieso keine Wahl hast." Eddy lehnte sich zurück. „Der Wichser hat uns einiges Kopfzerbrechen bereitet mit seiner nihilistischen Schlägertruppe. Er ist gerissen und hat einen guten Anwalt. Wir haben ihm einfach nichts nachweisen können." Eddy Neumann erhob sich und stolzierte mit militärisch steifem Gang um den Tisch herum. „Also haben wir ihm lieber ein paar Schläger auf den Hals geschickt. Der Presse werden wir die Sache als Überfall der Anti-Antifa verkaufen. Das ist ein nur weiteres Beispiel dafür, wie sich die Gewaltspirale zwischen rechten und linken Extremisten in Schwindel erregende Höhen schaukelt."
Natascha musterte den aufgeblasenen Gockel mit seltsamer Gelassenheit.
„Ihr roten Scheißer seid doch überhaupt erst dafür verantwortlich, dass es die Nazis gibt!", schrie der Beamte in plötzlich aufbrausender Wut. Seine Augen quollen hervor. „Würdet Ihr nicht ständig den Faschismus an die Wand malen, wäre das schon längst kein Thema mehr. Wenn ich mir die Scheiße ankucke, die ihr da am ersten Mai abzieht, dann könnt ich auch zum Nazi werden!"
„Was ist mit Case?" Nataschas Tonfall war eiskalt. Mit ihrer rechten Hand drückte sie ihren linken Daumen.
„Der Wichser liegt im Krankenhaus. Wir hätten ihn totschlagen lassen können, und das wäre mir persönlich, zugegeben, auch viel lieber gewesen. Aber wir haben noch einige Fragen an ihn. Ein Verhörspezialist besucht ihn in diesem Moment und verabreicht ihm ein paar Drogen, die ihn gesprächig machen werden. Derweil werde ich Dir ein paar Fragen stellen, Süße. Und Du wirst sie alle brav beantworten."
Mit einem feisten Grinsen beugte er sich nach vorn und hielt sein Gesicht so nah vor ihres, dass sie Bockwurst und schwarzen Kaffee aus dem adrigen Bullenhals riechen konnte. Sein gieriger Blick wanderte über ihre Brust. Langsam, mit einer Spur gerinnenden Speichels im Mundwinkel, streckte er die Hand nach ihr aus. Bäng! Plötzlich traf ihn ein rechter Ellenbogen an die Schläfe. Verdattert stolperte er und wurde von ihrem hochschnellenden Knie direkt in die Fresse getroffen. Der Cop schlug seitlich der Länge nach auf den gefliesten Boden, er war bewusstlos, als ihn ein weiterer Tritt in die Eier traf. Natascha renkte sich den linken Daumen mit der Rechten wieder ein. Sie hatte das Gelenk gelöst und war so aus der Handschelle geschlüpft. Diesen Trick hatte sie einer Spezialausbildung des Mossad zu verdanken, für den sie einige Jahre tätig gewesen war. Sie hatte damals einfach Geld gebraucht. Natascha fand das Schlüsselbund in der Jacke des Bullen, seine Waffe hing gleich daneben. „Na, dann mal los", sagte sie zu sich selbst, als sie zur Tür lief, die Waffe in der Hand, um sich irgendwie den Weg hier raus zu bahnen.

UNABOMBER

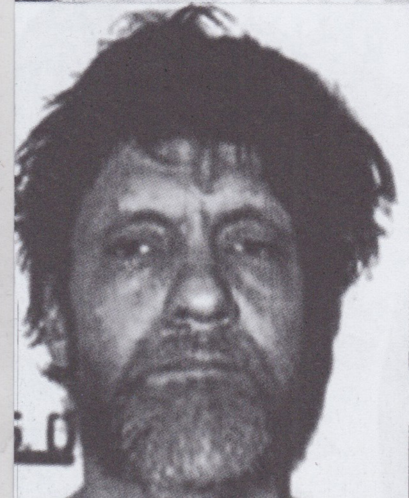
„Experiment 97: 11. Dezember 1985, ich platzierte eine Bombe hinter dem Rentech Computerladen in Sacramento [...] Die Zielperson wurde getötet, regelrecht in Stücke gerissen. Exzellent. Humane Art, jemanden zu eliminieren.“ **(Theodore Kaczynski, Tagebuch)**

18 Jahre lang versetzte der so genannte „Unabomber“ die wissenschaftlich-technische Elite der USA mit Bombenattentaten in Angst und Schrecken und hielt das FBI zum Narren. Die erste Briefbombe explodierte am 26. Juni 1978 an einer Universität in Chicago. Damals konnte niemand ahnen, dass dies erst der Anfang einer Bombenserie war, bei der 3 Menschen ums Leben kommen und 23 weitere teilweise schwer verletzt und verstümmelt werden sollten.

Staatsfeind Nr. 1

Seit Wochen schon observieren Rangers und Agenten des Federal Bureau of Investigation (FBI) die unwegsamen Wälder am Rande der Scapegoat-Wildnis in den Bergen von Montana. Mikrophone, Bewegungsmelder und Sensoren wurden installiert, Scharfschützen mit Infrarotsichtgeräten haben sich als Holzfäller verkleidet und in den Baumwipfeln Stellung bezogen. Sogar ein Aufklärungssatellit der US-Armee beobachtet das Tal am Arsch der Rocky Mountains. Und das wegen eines einzigen Mannes.

An diesem 3. April 1996 zieht ein dünner Rauch aus dem Kamin der selbstgebauten Waldhütte, in der Theodore Kaczynski lebt. Der ehemalige Wissenschaftler ist ein Einsiedler, ein schräger Vogel, der ohne fließendes Wasser und Strom im Wald haust. Er verachtet die moderne Zivilisation, aus der er sich zurückgezogen hat. Aber kann er tatsächlich der zu diesem Zeitpunkt meistgesuchte Terrorist der USA sein?



Mit ihren wetterfesten Kleidern sehen die Beamten aus wie Jäger, sie tragen Gewehre und Ferngläser und beobachten den Mann aus sicherer Entfernung. Kaczynski trägt zotteliges Haar und ein ergrauter Vollbart wuchert um sein gegerbtes Gesicht. Sein Hemd ist mit Blut verschmiert. Die Bundespolizisten erkennen, wie er auf der Lichtung einem Reh das Fell abzieht, bevor er mit dem Fleisch in seiner Blockhütte verschwindet. Sie schicken Butch Gehring an seine Tür, einen Holzhändler aus der Umgebung. Der klopft an und als Kaczynski öffnet, fallen die Nahkampfprofis schon über ihn her. Wortlos lässt er sich abführen.

Wer ist Theodore Kaczynski?

Theodore („Ted“) John Kaczynski wurde am 22. Mai 1942 in Chicago, Illinois als Sohn polnischer Einwanderer geboren. Er wuchs in einfachen Verhältnissen auf. Schon als Kind zeigte sich Ted Kaczynski sehr talentiert und war als extrem schüchtern und reserviert bekannt. Als Kleinkind wurde Kaczynski nach einem allergischen Schock als Folge eines Medikaments für mehrere Wochen in ein Krankenhaus eingeliefert. Angeblich zeigte sich das ehemals fröhliche Kind nach diesem Krankenhausaufenthalt verändert. Ted zog sich immer mehr zurück und wurde unempfänglich für menschlichen Kontakt.

Freunden und Nachbarn zufolge war die intellektuelle Begabung des Jungen offensichtlich, während seine zwischenmenschlichen Fähigkeiten große Mängel aufwiesen. Dr. LeRoy Weinberg, ein ehemaliger Nachbar, schilderte wie Kaczynski grußlos durch die Nachbarschaft schlich. „Ted war ein glänzender Junge, aber absolut ungesellig [...] Dieses Kind spielte nicht, nein. Er war ein alter Mann vor der Zeit.“

Kaczynski übersprang zwei Klassen, absolvierte 1958 seinen High-School-Abschluss im Alter von 16. Er beschrieb das Wechseln in die höhere Klasse später als Schlüsselmoment in seinem Leben. Er erinnerte sich an das Gefühl, nicht dazuzugehören und Ziel von Spott und Beleidigungen gewesen zu sein. An der angesehenen Harvard University machte er 1962 seinen Bachelor in Mathematik. Nach dem Abschluss erwarb er an der University of Michigan den Mastergrad und einen Doktortitel in Mathematik.

Als Harvardstudent nahm er als Versuchsperson an einem psychologischen Experiment teil. In einem daraus resultieren Aufsatz wird er erwähnt. Geschrieben hat es Dr. Henry A. Murray, der im zweiten Weltkrieg für den CIA-Vorgänger Office of Strategic Services (OSS) gearbeitet hatte. Im Zuge des Experiments führte Murray Stresstests mit Kaczynski durch, die dem ohnehin etwas verschrobenen Genie nicht beson-

ders gut taten.
Kaczynski begann eine Karriere als Forscher an der Universität in Michigan mit dem Fachgebiet Funktionentheorie, schloss aber weiterhin wenige Freundschaften. Seine Ideen waren klug und effektiv, aber auch schwer verständlich. „Ich würde vermuten, dass ungefähr 10 bis 12 Menschen im ganzen Land ihn verstanden, oder würdigten", sagt Maxwell O. Reade, ein pensionierter Mathematikprofessor und Mitglied von Kaczynskis Dissertationsausschuss. In Michigan unterrichtete er drei Jahre lang Studenten mit einem Stipendium der National Science Foundation und veröffentlichte einige Artikel in mathematischen Fachzeitschriften. Im Herbst 1967 bekam Kaczynski eine Assistenzprofessur an der Universität von Berkeley in Kalifornien. Wegen seiner Reserviertheit und unterkühlten Art fiel es ihm jedoch schwer, sich den Respekt der Studierenden zu verschaffen. Trotz der Überzeugungsversuche anderer Institutsmitglieder und glänzender Aussichten auf eine Forscherkarriere kündigte Kaczyinski 1969 ohne weitere Erklärung, um ein einsames Leben in der Natur zu führen.

Die Hütte im Wald

„Die Fabriken müssen zerstört und die technischen Lehrbücher verbrannt werden. Wir machen uns keine Illusionen über die Durchführbarkeit, eine neue ideale Form der Gesellschaft aufzubauen. Unser Ziel besteht einzig darin, die existierende Gesellschaft zu zerstören." (Theodore Kaczynski, Bekennerschreiben)

Die Kritik an der kapitalistischen Konsumgesellschaft und der instrumentellen Rationalität der Industriegesellschaft war zur Zeit der Studentenrevolte weit verbreitet. Man wollte aus der Gesellschaft ausbrechen, die die Menschen durch „repressive Entsublimierung" verführte und bei der Stange



Henry David Thoreau
Thoreau wurde am 12. Juli 1817 als Sohn eines verarmten Bleistiftfabrikanten geboren und studierte von 1833 bis 1837 an der Harvard University. Er war für kurze Zeit als Lehrer tätig, da er jedoch „keinen Gebrauch von der unerlässlichen körperlichen Züchtigung" machte, überwarf er sich mit der Leitung seiner Schule und quittierte seinen Dienst. 1838 gründete er mit seinem Bruder John eine eigene Privatschule. Als der Bruder an Tuberkulose erkrankte und schließlich starb, wurde die Schule geschlossen. Henry David Thoreau lernte 1841 Ralph Waldo Emerson kennen, der als Dichter und Philosoph dem Transzendentalismus zugeneigt war. Zeitweilig lebte er in seinem Haus.
Unter Emersons Einfluss entwickelte Thoreau reformerische Ideen. Am 4. Juli 1845, dem Unabhängigkeitstag, bezog er eine selbstgebaute Blockhütte auf einem Grundstück Emersons am Walden-See bei Concord, einer kleinen Stadt in Middlesex County, Massachusetts. Hier lebte er etwa zwei Jahre zwar alleine und selbständig, aber nicht abgeschieden. In seinem Werk „Walden. Or life in the Woods" (deutsch: „Walden. Oder das Leben in den Wäldern") beschrieb er sein einfaches Leben am See und dessen Natur, behandelte aber auch Themen wie Wirtschaft und Gesellschaft.
Den 23. Juli 1846 verbrachte Thoreau im Gefängnis, weil er sich weigerte, Steuern zu zahlen und mit diesen die amerikanische Regierung (und damit die Sklaverei und den expansiven Mexiko-Krieg) zu unterstützen. Als Emerson ihn im Knast aufsuchte fragte er ihn leicht vorwurfsvoll: „Was machst Du denn hier, Henry?" Und der Gefangene antwortete: „Das, Waldo, ist die falsche Frage, richtig heißt sie: Warum bist Du nicht hier?"
In diesem Kontext verfasste Thoreau den Essay „Resistance to Government" (1849), welcher unter dem späteren Titel „Civil Disobedience" bekannt wurde (dt. „Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat"). Die Schrift avancierte zum Standardwerk und Namensgeber des Zivilen Ungehorsams und diente u.a. Mahatma Gandhi und Martin Luther King als Inspirationsquelle für den gewissensgeleiteten, gewaltfreien Widerstand gegen die Obrigkeit.
Ab 1849 verdiente H.D. Thoreau seinen Lebensunterhalt als Landvermesser, Gelegenheitsarbeiter und Vortragsreisender. Dabei kämpfte er weiterhin gegen soziale Ungerechtigkeit und Sklaverei. 1857 lernte er den militanten Sklaverei-Gegner und Guerilla-Kämpfer John Brown kennen, der mit seinen Anhängern einen Privatkrieg gegen die Sklaverei führte und deswegen zwei Jahre später gehängt wurde. Obwohl Henry David Thoreau weiter den gewaltlosen Widerstand favorisierte, zeigte er in Essays und einem Gedicht großen Respekt vor John Brown.
Einst hatte Thoreau einen Preis gewonnen für die Herstellung der besten Bleistifte der USA. Die Reichen und Schönen gratulierten ihm und meinten, jetzt sei er groß raus und geschäftlich auf dem Durchbruch, worauf Thoreau lediglich erwiderte: „Ich weiß jetzt nur eines, ich werde niemals wieder einen Bleistift herstellen" und sich dem Erfolg entsagte. Henry David Thoreau entwickelte andere Werte als die des „Besten": sieben Stunden lang konnte er sich mit größter Geduld einer Schneeeule nähern, bis sie ihn schließlich zu sich ließ.

SUBJECT: MARCH FROM SELMA TO MONTGOMERY, ALABAMA MARCH 21 - 25, 1965

1 - Mr. Malley
1 - Mr. McGowan
1 - Mr. Hines
1 - Mr. Rowse

Washington, D.C.

Gentlemen;

May I bring

hielt, verweigerte den Konsum, zog sich aus den Städten zurück, versuchte nicht zuletzt mit dem Einsatz von Drogen das Bewusstsein verändern und in Kommunen ein einfaches und kollektives Leben ohne Konkurrenz und Machtstrukturen zu führen. Kaczynski, offenbar seit jeher Einzelgänger und vermutlich schon damals jenseits von links und rechts, wie es heute chic ist, zog für sich die Konsequenz, der Gesellschaft radikal den Rücken zuzukehren.
Er kaufte ein kleines Grundstück in Montana für 2.000 $ und baute eine gerade mal drei mal vier Meter kleine Holzhütte darauf, in der er die nächsten 25 Jahre leben sollte. Ohne Strom, Telefon, fließendes Wasser, Post oder Kreditkarte. Der Aussteiger pflanzte Gemüse, jagte Wild und grillte die Beute unter freiem Himmel. Im schneereichen Winter heizte er seine Hütte mit Holz und schrieb im Licht einer Kerosin-Lampe.
Die Angestellte der örtlichen Bibliothek erinnert sich an den freundlichen Einsiedler, der regelmäßig vorbeikam, um stundenlang philosophische Werke zu lesen: „Er war Teil der Gemeinschaft." Kaczynski las viel, etwa die Werke des französischen Rechtsphilosophen Jaques Elul oder des Naturliebhabers und radikalen Verweigerers Henry David Thoreau (siehe Kasten). Wahrscheinlich stellte Thoreau ein Vorbild für Kaczynski dar. Ihre Ansichten ähneln sich: Alles an der menschlichen Existenz erscheint als einzige hochsträfliche Seinsvergessenheit, alle Zivilisation als das Unwahre, dem das Leben in und mit der Natur als bessere Alternative gegenübergestellt wird.
Als absoluter und puristischer Einzelgänger, der sich durch sein Eremitendasein der Welt des Erfolgs und Konsums freiwillig entsagte, versuchte er sich gegen das aufzulehnen, was der moderne Mensch als selbstverständlich hinnehmen soll. Doch anders als Thoreau hatte Kaczynski mit Gewaltfreiheit nicht viel am Hut. Der Einzelkämpfer entschied sich für eine Politik des Terrors, um seine Ansichten umzusetzen.

Der Attentäter

„Seit eineinhalb Jahren plane ich, einen Wissenschaftler zu töten - als Rache an der organisierten Gesellschaft im Allgemeinen und am technologischen Establishment im Besonderen.[...] Immer wenn ich etwas Empörendes erlebte - etwa einen tief fliegenden Jet oder eine behördliche Dummheit in den Zeitungen - wenn ich fühlte, wie ich zorniger wurde, habe ich mich beruhigt, indem ich dachte: Wartet nur bis zum Sommer! Dann werde ich töten!" (Theodore Kaczynski, Tagebuch)



Die erste Briefbombe verschickte er im Mai 1978 an Professor Buckley Crist an der Northwestern University Chicago. Das Päckchen wurde auf dem Parkplatz der Universität gefunden mit der Adresse des Professors als Absender. Als Crist es erhielt, fiel ihm die unbekannte Schrift auf und er wurde misstrauisch. Er kontaktierte den Campuspolizisten Terry Marker. Als Marker das ominöse Objekt öffnete, explodierte die Rohrbombe im Innern sofort. Zu seinem Glück trug er nur geringe Verletzungen davon, da das Ding dilettantisch konstruiert war. Immerhin wurde Terry Markers linke Hand beschädigt, so dass er ins Krankenhaus musste. Die Rohrbombe war aus Teilen gefertigt, die aus einer Heimwerkstatt zu stammen schienen und rauchfreiem, explosivem Pulver. Kurioserweise waren ihre Enden mit Holzdeckeln verschlossen, die bei der Detonation leicht nachgaben. Dadurch ging die Wucht zur Seite weg und verfehlte ihr Opfer. (Üblicherweise werden Rohrbomben mit Metalenden verschlossen, die in jedem Baumarkt erhältlich sind.) Als primitiver Zünder diente ein Nagel, der mit einem gespannten Gummiband an einer Packung Streichhölzern arretiert war, die sich beim Öffnen entzündeten. Nur drei der Streichhölzer entflammten tatsächlich, das Ding wäre also beinahe nicht hochgegangen. Wohl deshalb wechselte der werdende Unabomber schon bald zu Zündern aus Batterien und Heizdraht, die effektiver und verlässlicher arbeiteten.

Diesem ersten Versuch folgte ein weiterer Anschlag auf die Northwestern University am 9. Mai 1979. Der Student John G. Harris fand die als Zigarrenkiste getarnte Bombe auf deren Gelände in Evanston, Illinois. Er erlitt Schnittverletzungen und Verbrennungen.

Im November 1979 wurde eine Bombe im Frachtraum des Linienfluges American Airlines 444 von Chicago nach Washington, D.C. platziert. Diese zündete zwar nicht richtig, begann aber zu rauchen und zwang den Piloten zu einer Notlandung. Zwölf Passagiere mussten wegen Rauchvergiftungen behandelt werden. Die Behörden ließen verlauten, dass der Explosivkörper über genug Sprengkraft verfügt hätte, um das Flugzeug zu zerfetzen.

Auf diesen Zwischenfall hin schaltete sich das FBI ein. Sie gaben dem Fall die Bezeichnung „Unabom" als Abkürzung für „University and airline bombings", woraus die Zeitungen später das dramatischere „Unabom-

ber“ machen sollten. Sie nannten ihn auch „Junkyard Bomber“ wegen der schrottigen Materialien, die er benutzte. Zunächst gingen die Fahnder davon aus, es mit einem verärgerten Flugzeugmechaniker zu tun zu haben. Der FBI-Agent John Douglas widersprach dieser Theorie als Einziger. Er war der Meinung, die Attentate sein zu raffiniert, was für einen intellektuellen Täter spräche. Das Erstellen von Täterprofilen war damals jedoch eine ganz neue Methode, die sich noch nicht durchgesetzt hatte und Douglas wurde ignoriert.

Ungeachtet dessen ließ es der Unabomber weiter krachen. Am 10. Juni 1980 explodierte eine als Buch getarnte Briefbombe in den Händen des Präsidenten der Fluggesellschaft United Airlines, der das Päckchen zu Hause erhalten hatte. Percy A. Wood wurde an Händen, Gesicht und Schenkeln verletzt. Einige Wochen zuvor hatte er einen Brief gekriegt, der ihm ankündigte, demnächst ein Buch zu erhalten, das alle Geschäftsleute lesen sollten. Im Oktober 1981 wurde eine Bombe an der University of Utah in Salt Lake City gefunden. Bombenspezialisten entschärften sie aber erfolgreich.

Am 5. Mai 1982 detonierte die nächste Briefbombe an der Vanderbilt University in Nashville, Tennesse. Sie war adressiert an Patrick Fischer, den Kopf des Fachbereichs Informatik, traf aber dessen Sekretärin Janet Smith.

Am 2. Juli 1982 hob der Professor Diogenes J. Angelakos an der University of California, in Berkeley einen Gegenstand auf, den er für eine liegen gelassene Dose hielt. Die fiese Sprengfalle befand sich in einem Pausenraum in Cory Hall, dem Informatikfachbereich. Das Opfer trug schwere Verletzungen davon.

Die ersten ernsthaften Verstümmelungen traten 1985 auf, als ein Student der Berkeley Universität vier Finger und die Sehkraft eines Auges einbüßte. Das Opfer, der Air Force Pilot John Hause, hatte sich gerade um ein Astronautentraining beworben. Ein paar Tage nach dem Attentat erfuhr er, dass er angenommen worden war. Das konnte er jetzt natürlich knicken.

Im Juni 1985 entdeckte ein Angestellter der Boeing Aircraft Company in Auburn, Washington eine Paketbombe in der Fertigungshalle, die aber nicht explodierte.

Am 15. November 1985 krachte es in Ann Arbor, Michigan, als der Forschungsassistent Nicklaus Suino eine als Manuskript getarnte Splitterbombe im Hause des Psychologieprofessors James V. McConnell öffnete. Er wurde schwer verletzt. Die eigentliche Zielperson befand sich ebenfalls im Raum und verlor das Gehör teilweise. Im Päckchen befand sich auch ein Brief, der empfahl: „Ich würde mir wünschen, dass sie dieses Buch lesen. [...] Jeder in ihrer Position sollte dieses Buch lesen.“

Hugh C. Scrutton, dem Besitzer des Computerladens RenTech in Kalifornien erging es noch schlechter: er wurde im selben Jahr von einer Nagelbombe zerfetzt, als er eine Tasche aus seiner Parklücke entfernen wollte. Am 20. Februar 1987 gab es noch einen weiteren Anschlag auf einen Computerladen in Salt Lake City, der nach demselben Muster ablief, das Opfer aber nicht tötete. Eine Sekretärin hatte zuvor einen Mann mit Kapuze und Pilotenbrille beobachtet, als er das Hindernis dort platziert hatte. Sie wurde die erste Augenzeugin des Unabombers, nach deren Angaben das berühmte Phantombild angefertigt wurde.

Druckt das Manifest!

Aus ungeklärten Gründen legte Kaczynski daraufhin erstmal eine siebenjährige Pause ein. Im Juni 1993 jedoch schlug er wieder los. Der renommierte Genetiker Dr. Charles Epstein erhielt eine Briefbombe, die ihm den Arm brach, seinen Bauch verletzte und einige Finger seiner rechten Hand abriss. Kurz darauf verlor der Informatiker und Yale-Professor David Gelernter das Augenlicht eines Auges, sein Gehör und einen Teil seiner rechten Hand als Folge eines weiteren Briefbombenattentats. Gelernter schleppte sich mit letzter Kraft in das einen Block entfernte Krankenhaus. Einige Stunden später klingelte das Telefon bei David Gelernters Bruder Joel und ein anonymer Anrufer kündigte an: „Du bist der nächste.“

Der Unabomber machte diese Drohung allerdings nicht wahr. Stattdessen erhielt die New York Times wenige





Tage später einen Bekennerbrief der fiktiven Gruppe „F.C.", die die Codenummer 553-25-4394 enthielt, um sicherzustellen, dass zukünftige Kontaktaufnahmen echt sind und keine Trittbrettfahrer aufspringen können.
Am zehnten Dezember 1994 öffnete der Werbefachmann Thomas Mosser einen Brief in der Küche seines Hauses in North Caldwell, New Jersey. Er wollte eigentlich gerade einen Weihnachtsbaum kaufen gehen mit Frau und Kind, woraus nichts wurde, wie man sich vorstellen kann. Die Explosion tötete ihn. Einige Wochen später bekannte sich „F.C." zu dem Attentat und begründete es mit der Tätigkeit Mossers für den Konzern Exxon, der verantwortlich gemacht wurde für ein verheerendes Tankerunglück in Alaska.
Am 24. April 1995 erreichte das nächste Päckchen die California Forestry Association, eine mächtige Lobbyorganisation, ihres Zeichens verantwortlich für profitträchtige Kahlschläge in den Wäldern Kaliforniens. Da es für den Angestellten der Postabteilung zu schwierig zu öffnen war, wurde es direkt an den Präsidenten Gilbert B. Murray übergeben. Die Explosion tötete Murray und entwickelte einen Druck, der so stark war, dass in benachbarten Büros Nägel aus den Wänden fielen.
Am selben Tag erhielt die New York Times ein Schreiben von „F.C.", in der die vorgebliche Gruppe anbot, in Zukunft keine Bomben mehr zu versenden, wenn ihr 37.000 Wörter starkes Manifest „Die industrielle Gesellschaft und ihre Zukunft" in der Times, Newsweek oder im Time Magazine ungekürzt abgedruckt würde. Einen Monat später drohte ein Brief an den San Francisco Chronicle damit, ein Flugzeug zu sprengen, sollte die Forderung nicht erfüllt werden.
Kaczynski hatte Erfolg: Am 19. September 1995 druckten die Washington Post und die New York Times das Traktat tatsächlich in einer achtseitigen, eng beschriebenen Beilage. Die Kosten von über 30.000 $ teilten sie sich.

Gefasst
Die Anschläge, die nach altem anarchistischen Aktionsmuster Aufmerksamkeit und dann eine Massenbewegung auslösen sollten, waren in den Augen Kaczynskis nicht Aktionen eines politischen Revolutionärs, sondern zielten auf eine wirtschaftliche und technische Veränderung, die er damit zu erreichen hoffte. Hauptteil der Argumentation von Kaczynskis Manifest ist, dass der technische Fortschritt gestoppt werden muss, um die Menschen von ihren unnatürlichen Zwängen zu befreien, damit sie zurückkehren können zu einem Leben mit der Natur.

Sein jüngerer Bruder David (siehe Kasten) erkannte den Schreibstil seines Bruders im Manifest, da er persönlichen Briefen ähnelte und verständigte nach

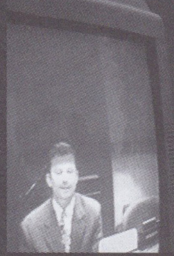
eigenen Ermittlungen die Behörden. Ted Kaczynski wurde am 3. April 1996 in Lincoln (Montana) vom FBI verhaftet. Die Staatsanwälte überführten den Unabomber, auf dessen Kopf mittlerweile eine Prämie von einer Million Dollar ausgesetzt war, in eine der technisch am fortschrittlichsten überwachten Zellen der Gegenwart: 24 Stunden war der Staatsfeind Nummer eins von nun an umgeben von Kameras und Mikrofonen.

Im Unabomberfieber

„Die Wissenschaft schreitet blind voran, ohne Rücksicht auf das wirkliche Wohlergehen der menschlichen Rasse oder jeden anderen Maßstab. Sie gehorcht lediglich den psychologischen Bedürfnissen der Wissenschaftler sowie der Regierungsbeamten und der Manager, die die Gelder für die Forschung zur Verfügung stellen." (Theodore Kaczynski, Die industrielle Gesellschaft und ihre Zukunft)

Es ist paradox: Just jene Technik, die er aufs blutigste bekämpfte, hat dem Unabomber zu einer großen Anhängerschaft verholfen. Nachdem die Washington Post sein Pamphlet veröffentlicht hatte, waren die Telefone der Hauptstadtzeitung tagelang blockiert. Sie ist nur schwer außerhalb Washingtons zu kaufen, die Anrufer erbaten sich Sonderexemplare. Im Rundfunk heizten derweil die Matadoren des Talk Radio die Stimmung an und schrieen nach Kaczynskis Blut: Rush Limbaugh, die selbsternannte Stimme des Volkes, Oliver North, der ehemalige Iran-Contra-Waffenschieber, und Gordon Liddy, der Einbrecher im Watergate-Skandal. Alle drei sind sie Wortführer der „konservativen Revolution" und zugleich Nutznießer der modernen Massenmedien. Ihre Hasstiraden machten noch mehr Leute auf Kyczynski und seine Ideen aufmerksam.

Zugang zum modernsten aller Medien aber verschaffte dem Terroristen der Time-Warner-Konzern. Ohne dazu genötigt worden zu sein, publizierte der Medienriese den gesamten Text des Manifests im Internet. Zig Millionen Menschen haben weltweit Zugang zu dem Computernetz, sie alle konnten und

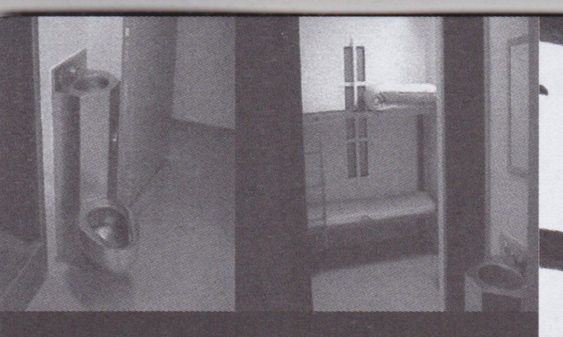




David Kaczynski

Der Bruder des Unabombers hat sich oft überlegt, seinen Namen zu ändern. Als David Smith oder David Miller hätte ihn keiner mehr erkannt, und mit der Million Dollar, die ihm das FBI für den entscheidenden Hinweis auszahlte, hätte er irgendwo in den USA neu anfangen können. Doch das Geld hat er nicht behalten, wohl aber seinen Namen. „Guten Tag, ich bin David Kaczynski", und wenn sein Gegenüber stutzt und fragt: „Kaczynski? Das ist doch der ...", dann sagt er ganz freundlich: „Sie meinen den Unabomber. Das ist mein Bruder."
Er hatte ihn an seiner Sprache erkannt. Am 19. September 1995 brüteten David und seine Frau Linda über der Ausgabe der Washington Post mit dem abgedruckten Manifest. Linda war es gewesen, die schon Wochen vorher Verdacht geschöpft hatte: „Radikaler Technologiefeind" stand im Täterprofil des FBI und in den Zeitungen, „wahrscheinlich im Raum Chicago geboren, sehr geschickt im Umgang mit Holz". Linda kannte Ted nur aus Erzählungen über einen hochintelligenten Mann mit Verfolgungswahn, der als Junge in der Heimatstadt Chicago einzig die Nähe seines sieben Jahre jüngeren Bruders suchte und sich ansonsten mit mathematischen Formeln oder Holzschnitzereien beschäftigte. Einer, der mit 27 Jahren seine Karriere als Mathematikprofessor hinwarf, um in eine abgelegene Holzhütte nach Montana zu ziehen und die Familie mit wütenden Briefen über Umweltzerstörung und die Macht der Technik über den Menschen traktierte. Der Unabomber, sagte Linda, klingt wie Ted.
David widersprach seiner Frau zunächst, aber er musste ihr versprechen, das Manifest zu lesen. Als er es tat, kamen ihm die Worte und Formulierungen vertraut vor, grausam vertraut. „Es war, als würde jemand seine innere Landschaft beschreiben. Und ich kannte diese Landschaft."
Warum verriet er den eigenen Bruder an das FBI mit seinen martialischen Spezialkommandos und Scharfschützen? Wie fühlt sich einer, der den eigenen Bruder an den Staat und seinen Todestrakten auslieferte? Sie versprachen ihm keine Gewalt bei der Festnahme anzuwenden, und dass es kein Todesurteil geben würde. Nicht zuletzt sicherten sie ihm zu, niemand würde jemals erfahren, woher der entscheidende Hinweis zur Festnahme gekommen war. Nachdem sie ihren Unabomber hatten, sah die Sache selbstverständlich ein wenig anders aus.
Am 3. April 1996 sah David Kaczynski Ted nach über sechs Jahren im Fernsehen wieder. Einen abgemagerten, bärtigen Waldschrat in Handschellen und zerrissenen Kleidern. In der Hütte entschärfte das FBI seine letzte Briefbombe. „Der entscheidende Tipp zur Ergreifung", sagte der Nachrichtensprecher, „kam vom Bruder."
Ein paar Stunden später stand sein Haus im grellen Licht der Kamerascheinwerfer. Tag und Nacht klingelte das Telefon, Reporter kampierten in seinem Garten, schoben Kamerobjektive durch Fensterspalten, trommelten an die Scheiben, brüllten Fragen vor der verschlossenen Tür. „Wie fühlen Sie sich? Was werden Sie tun, falls Ihr Bruder zum Tode verurteilt wird?"





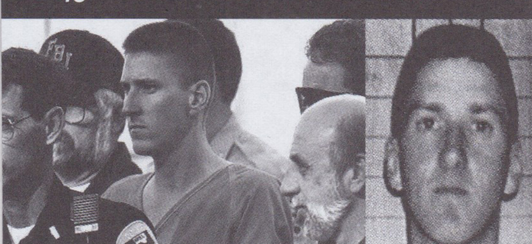
Neues Zuhause: ADMAX

Das ADMAX Florence ist ein US-amerikanisches Hochsicherheitsgefängnis bei Florence (Colorado), ca. 90 Meilen südwestlich von Denver. Die Abkürzung ADMAX oder auch ADX steht für Administrativ Maximum als höchste Sicherheitsstufe des US-Strafvollzuges. Es gehört zu den etwa 60 Super Maximum Security Prisons (Supermax) der USA. Laut „Guinness-Buch der Rekorde" ist das ADMAX Florence das sicherste Gefängnis der Welt.

Das Gefängnis wurde 1994 als Reaktion auf den Mord an zwei Gefängnisaufsehern im Maximum-Security-Prison Marion gebaut und ist eins von drei Gefängnissen des ‚Florence Correctional Complex (FCC)'. Für 60 Millionen Dollar errichtet, wird es heute als staatliche Hochsicherheitsverwahrung (U.S. Federal Prison) betrieben und beherbergt etwa 400 als besonders gefährlich eingestufte Häftlinge in Einzelhaft, allesamt als Terroristen oder Mehrfachmörder verurteilt.

Eine Standardzelle im Supermax Florence ist ausgestattet mit einem Stuhl, einem unverrückbaren Betontisch, einer Toilette, einer zeitgesteuerten Dusche, einem Spiegel aus poliertem Stahl und einem Zigarettenanzünder. Die Inhaftierten verbringen pro Tag 23 Stunden in der Zelle und eine im Freigang. Das Essen wird in den Zellen ausgegeben um Häftlingskontakte zu vermeiden. Pro Monat sind fünf Besuche von Außen für bis zu sieben Stunden möglich. Um in ein weniger restriktives Gefängnis verbracht zu werden sind für den Häftling mehrere Jahre konformes Verhalten notwendig.

Die Sicherheitstechnik fällt unter US-Defense-Top-Secret und ist nur teilweise bekannt. Der Architekt John Quest (Name vermutlich geändert, da nicht mehr auffindbar) sprach zur Eröffnung von 1.400 Sicherheitstüren, mehreren Tausend Bewegungsmeldern, wärmebildgebenden Verfahren und mehrreihigen Elektrozäunen. Das ADMAX Florence war das erste Gefängnis, das komplett nach dem Supermax-Standard gebaut wurde.



können sich die Thesen des Unabombers seither auf den Bildschirm holen, diverse Kopien und Übersetzungen kursieren. In der Online-Ausgabe der zur Publikation des Pamphlets gezwungenen Washington Post stimmten User dem Manifest zu - Internetuser, die das gedruckte Blatt nie in die Hand bekommen hatten. Ein Student aus New Jersey gab damals zu verstehen, dass er die Thesen begriffen hätte: „Die Gesellschaft sieht nicht, was die Technologie ihr antut."

Der Gerichtsprozess gegen Kaczynski ging mit dem Einsatz eben jener Technik vonstatten, die Ted Kaczynski abgelehnte, weil sie die individuelle Freiheit abtöte. Beweismittel lagen auf CD-ROM vor und wurden bei Bedarf auf Monitoren gezeigt. Es gab einen Bildschirm für den Richter und sowohl Verteidigung und Anklage verfügten über einen nagelneuen Touch Screen. Vor dem Gerichtsgebäude lauerten die unvermeidbaren Ü-Wagen der TV-Sender mit ihren Satellitenschüsseln.

Am 4. Mai 1998 wurde Theodore John Kaczynski zu lebenslanger Freiheitsstrafe ohne Möglichkeit auf Bewährung verurteilt. Der Todesstrafe entging er nur dadurch, dass er sich schuldig bekannte. Er verbüßt seine Haft seither im Hochsicherheitsgefängnis ADMAX in Florence, Colorado (siehe Kasten).

Private Rache?

„Ich betone, dass meine Motivation persönliche Rache ist. Ich gebe nicht vor, irgendeine Art von philosophischer oder moralischer Rechtfertigung zu haben [...] Mein Wunsch ist, einen Wissenschaftler, einen großen Geschäftsmann, einen Regierungsangestellten oder jemand Ähnlichen zu töten. Ich würde auch gerne einen Kommunisten töten." (Theodor Kaczinski, Tagebuch)

Im Zuge der Prozessvorbereitungen veröffentlichte die Staatsanwaltschaft ein Memorandum von 30 Seiten, um zu zeigen, dass der Unabomber nicht politisch motiviert war, sondern vor allem aus persönlichen Beweggründen heraus töten wollte. Überdies sollte das Memorandum die Glaubwürdigkeit der Beweise demonstrieren, die das FBI vorgelegt hatte.

In dem Text wird das Bild eines Psychopathen gezeichnet, der schlichtweg nach Rache dürstete und seine Motive, Techniken und Planungen in seinen Tagebüchern und Aufzeichnungen teilweise verschlüsselt kommentierte. So äußerte er offenbar wenig Bedauern über das Leiden seiner Opfer, auch wenn es mal den falschen erwischt hatte, und ärgerte sich darüber, wenn seine Bomben nicht die erwartete Wirkung hatten. Aber war er wirklich nur ein irrer Serienkiller wie eine Figur in einem Hollywoodfilm?

Zunächst dachte Kaczynski, dass er jemanden töten und dann sich selbst umbringen sollte, um nicht eingesperrt zu werden. Später sah er die Möglichkeit, durch Vorsichtsmaßnahmen der Polizei doch entgehen zu können. 1980 schrieb er: „Seitdem ich diese Verbrechen in meinen Aufzeichnungen zugebe, fühle ich mich besser. Ich bin noch immer voller Zorn, aber der Unterschied ist jetzt, dass ich jetzt bis zu einem gewissen Grad zurückschlagen kann." Nach seiner ersten tödlichen Bombe, an der Hugh Stratton starb, notierte er: „Ausgezeichnet. [...] Eine Belohnung von 25.000 Dollar wird angeboten. Ziemlich aufregend."
Gleichwohl ist der Versuch, die Motive von Kaczinski auf persönliche Rache zu reduzieren, ein wenig halbseiden. Die Aufgabe des FBI ist es nicht, die Gründe für Terroranschläge zu diskutieren und zu überlegen, inwieweit sie politisch überlegenswert sind. Die Reduktion des Unabombers auf eine hasserfüllte Killermaschine, die nur blind Tod um sich verbreiten wollte, scheint zu vereinfachend sein. Zumindest schrieb der Unabomber selbst bereits 1971, dass man denjenigen, die anti-gesellschaftliche Taten begehen, gerne als Psychopathen darstelle: „Vielleicht werden einige Menschen abstreiten, dass ich von einem Hass auf das, was mit der Freiheit geschieht, angetrieben werde. Aber ich kenne mich selbst ziemlich gut und glaube, dass sie damit falsch liegen."

Kurioses Interesse

Nach seiner Verhaftung rissen sich die Medien um den Unabomber. Doch wie gewinnt man einen schizophrenen mehrfachen Mörder für ein schönes Exklusivinterview? Diese Frage haben sich Redakteure der renommiertesten Fernsehsendungen und Zeitschriften der USA gestellt und kamen auf dieselbe Methode: Man schleimt sich ein. Das kuriose Resultat, die Anfragen sind jetzt bei www.thesmokinggun.com nachzulesen. CNN-Moderatorin Greta van Susteren versuchte es zum Beispiel auf die direkte Art: „Sie sind ein außerordentlich schlauer Mann." Einem Reporter der Denver Post fiel ein, dass er selbst auch schon Nächte in der Wildnis verbracht hätte und sein Onkel ebenfalls eine Waldhütte besäße. Ein Autor des New Yorker gab sich gebildeter und wollte mit Kaczynski über den Einfluss der Romane Joseph Conrads auf sein Leben diskutieren. Rührend schließlich die Anfrage der Show von Roseanne Barr: Auch Roseanne sei eine „unangepasste Persönlichkeit", mit der Kaczynski, „schnell viel Spaß" haben könne. Der so Umworbene leitete die Briefe cool an das Archiv für anarchistische Literatur der University of Michigan weiter, das sie ins Internet stellte.

Krzysztof

Zarte Bande: Kaczynski & der Oklahoma-Bomber

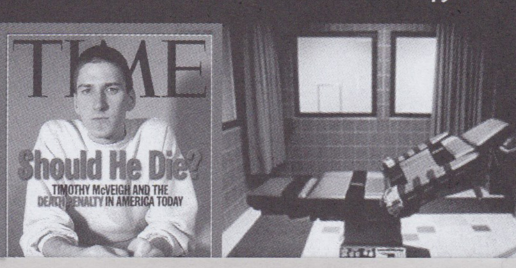
Ausgerechnet im ADMAX-Knast in Colorado fand der notorische Eigenbrötler Kaczynski doch noch einen Kumpel mit dem er sich verstand: den rechtsradikalen Oklahoma-Attentäter Timothy McVeigh. Die ungleichen Killer lernten sich während der täglichen Freistunde kennen, die sie außerhalb ihrer Einzelzelle verbringen dürfen.

McVeigh meint: „Ich bin sehr rechts, während er sehr weit links steht, wir sind uns ziemlich ähnlich. Alles, was wir jemals wollten, was wir von diesem Leben wollten, war die Freiheit, unser Leben genau so zu leben, wie es uns vorschwebte."

Kaczynski erzählt: „Er war sicherlich kein gemeiner oder feindseliger Mensch, und nichts deutete darauf hin, dass er solch ein Superpatriot war. Ich vermute, er ist eigentlich ein Abenteurer, aber seit dem Ende der Pionierzeit hat Amerika wenig Platz für Abenteurer."

Gesprächsstoff war sicher genug vorhanden zwischen den bombenbastelnden Soziopathen. Sowohl der Redneck McVeigh als auch Waldschrat Kaczinski mögen die Natur und sind außerdem bekennende Waffennarren. Die beiden haben auch die Differenz zwischen ihren Taten diskutiert: Der Unabomber warf dabei dem Oklahoma-Bomber vor, dass er unschuldige Kinder tötete, während Kaczynski gezielt die seiner Meinung nach Verantwortlichen angriff.

McVeigh wurde 1997 von einem Bundesgericht zum Tode verurteilt und 2001 durch Giftinjektion hingerichtet; dies war die erste Hinrichtung durch Bundesbehörden nach über 30 Jahren. Der Attentäter, der keine Reue zeigte, hatte im Dezember 2000 seine Anwälte angewiesen, nichts mehr gegen seine Hinrichtung zu unternehmen. Auch Kaczynski hat mittlerweile die Todessehnsucht gepackt. Er strebt eine Neuverhandlung seines Verfahrens an - und hofft nun auf die Todesstrafe.



GLORY WHITE TRASH
Layer 4

Tiger And Dragon

Nataschas Stimmung, so zeigte sich unverkennbar, war kaum verhaltener Zorn, eine Mordlust, die sich in ihren Schritten ausdrückte, im furiosen Peng ihrer Hacken auf den eisigen Fliesen. Sie trug eine enge schwarze Sportjacke und eine perfekt sitzende 501, als sie durch den Empfangsbereich des Krankenhauses rauschte. Die Energie, die in ihr steckte, war beinahe spürbar, geballter Zorn, der jeden Moment losschlagen konnte.
„Zu wem wollen Sie bitte?“, krähte eine Stimme von der Seite. „Junge Frau...“
Ein eisiger Blick ließ die Schwester hinter ihrem kleinen Tresen zusammensinken. Einen ängstlichen Augenaufschlag später wandte sie sich wieder verstohlen den Wartenden in der Schlange zu. Natascha drückte die 3 auf dem neongrün erleuchteten Schaltfeld des Aufzugs.

Die Bar war leicht zu finden und Rupert setzte sich mit einer linksintellektuellen Tageszeitung an den Tisch. Es war einer von diesen Läden, von denen es in der Stadtmitte eine ganze Menge gab, ganz hübsch gemacht, aber ziemlich 08/15 und praktisch ohne Stammgäste. Tracy tauchte auf. Sie sah wirklich gut aus, mit wohlgeformten Beinen und ordentlich Holz vor der Hütte. Sie gab sich selbstsicher, holte zwei Beck's Gold vom Tresen und setzte sich zu ihm an den Tisch. Dabei berührte sie ihn mit den Beinen und schon kamen sie sich näher. Sie erzählte, dass ihr Vater ihr ein Appartement in der Nähe sponsorte, was ihr recht angenehm war, da sie sich so nicht um die überteuerten Mieten scheren brauchte. Nach einer Runde gingen sie zu ihr. Am Hauseingang war eine Gegensprechanlage mit Videokamera. Sie stiegen in den Fahrstuhl und Tracy steckte ihm ohne weiteres Federlesen ihre Zunge in den Hals.
Sie führte ihn in ein Luxusappartement in der siebten Etage mit Aussicht auf die Häuser mit Bonbonfassaden weiter unten gelegen. Hier roch es nach Geld. Viel Geld. In Mitte gab es keine runtergekommenen Spätverkäufe oder Schmuddeldöner, nur Luxushütten und Regierungsgebäude. Sie waren in einer höheren Dimension. Die Wohnung war riesig und mit teuren Gemälden ausstaffiert. Bilder aus aller Welt waren strategisch an den Wänden verteilt. Der indische Teppich war mindestens drei Zentimeter dick. Am Boden lag sogar ein Tigerfell mit Glasaugen. Was für ein jämmerliches Ende für so ein majestätisches Tier.
Als Tracy wieder anfing ihn zu küssen, kam er sich vor wie James Bond oder irgendein anderer Playboy aus der Oberschicht. Nur wenige Sekunden und sie hatte seinen Liebesmuskel rausgeholt und hielt ihn wie eine Professionelle. Er beobachtete sie in einem Spiegel mit Tropenholzrahmen und stellte sich vor, dass dahinter Spezialagenten mit Kameras saßen, die alles mitfilmten. Wie bei einem VIP oder so was. Tracy stöhnte wie verrückt, obwohl er noch nicht mal in ihrer Bluse war. In wenigen Minuten hatte sie ihn ausgezogen und war selbst nur noch in Slip und BH. Langsam wurde der Kommunist wirklich juckig, aber er durfte sie nicht weiter ausziehen und das machte ihn nervös. Sie glitt an ihm herab und fing schon mal an, ihm einen zu blasen. Na immerhin, dachte er. Plötzlich stand sie auf und ging ins Schlafzimmer. Er sollte warten, bis sie ihn rufen würde. Auf einmal kam er sich mächtig blöde vor, wie er da im Zimmer stand mit seinem Ständer.

Case hingegen fand sich inmitten eines lodernden weißen Tunnels am Ende der Zeit und raste dem gleißenden Licht an seinem Ende entgegen. „Was auch geschieht: Geh nicht ins Licht!“, hallte eine Stimme von weither. Case stoppte. Lautlos explodierte der Tunnel um ihn herum und wabernde Wogen kosmischer Wolken umschlossen seinen Astralkörper. Er schwebte schwerelos inmitten des unendlichen Universums. Außerhalb dieses Gravitationssogs, der alle Himmelskörper auf Umlaufbahnen hält, verloren sich all die Bedeutungsatome in Case Hirn selbst im Raum. Jedes einzelne Atom folgte seinem eigenen Weg ins Unendliche und löste sich im allumfassenden Ganzen auf. Sinnfrei und fernab jeden irdischen Kummers und Schmerzes bewegte sich Case' atomisiertes Selbst in Richtung Milchstraße.
„Es ist Zeit für ihre Spritze. Nur ein kleiner Piekser“, sagte eine raue Männerstimme von irgendwoher. Ein kleiner Stich. Die Rotation des Sonnensystems stockte mit einem Mal, und ein

ungeheurer Sog zerrte an ihm. Schon stürzte er hinab in die Tiefe, wurde hinein gesogen in eine gewaltige dunkle Öffnung unter sich. Case öffnete die Augen, panisch vor Angst, doch es war nur Dunkelheit um ihn.
Da hörte er wieder die Stimme. Es war die einer Frau, und sie schien ihm viel bekannter und vertrauter. „Alles ist Energie", sprach sie aus der Finsternis. „Jede politische, historische oder kulturelle Tatsache ist behaftet mit der potentiellen Bewegungsenergie, die sich über ihren eigenen Raum verteilt und diese Tatsachen auf eine höhere Ebene hebt, wo jene auf Grund der Unmöglichkeit, ihre Bedeutung zu erfassen allen Sinns verlieren."
„Wer bist Du?", brachte Case hervor. Da erschien eine strahlende Frauengestalt aus der Mitte der schwarzen Nebel vor seinem Gesicht und sprach: „Ich bin alles und nichts."
„Natascha?", keuchte er ungläubig. Die engelsgleiche Gestalt hatte große Ähnlichkeit mit seiner Verflossenen. Was sollte das? War er bereits tot? Oder einfach wahnsinnig?
„Ich bin wie der Wind und kann nicht hinein", sprach das Wesen.
„Aber ich bin offen für Dich", stotterte er und wunderte sich selbst, woher das kam.
Doch der Engel sprach fort: „Der Wind kann nicht in Dein Haus, da Fenster und Türen verschlossen sind. Die Möbel werden sich mit Staub bedecken, die Feuchtigkeit wird die Bilder zerstören und die Wände fleckig machen. Du wirst weiteratmen. Du wirst einen Teil von mir kennen - aber ich bin kein Teil, ich bin das Ganze, und das wirst Du nie kennen lernen." Die fluoriszierende, halbtransparente Erscheinung legte die Handflächen vor der Brust aneinander und schloss die Augen.
„Warum hast Du mich verlassen?", fragte Case. Er war geblendet, konnte jedoch den Blick nicht von ihr nehmen.
„Ich musste gehen, weil ich Dich liebe. Wir waren in großer Gefahr", sprach sie. „Unsere Seelen waren nicht bereit für einander. Noch nicht. Wir befanden uns am Scheideweg: Hätten wir den Punkt, an dem es kein Zurück mehr gibt, tatsächlich überschritten, hätte unsere Beziehung katastrophale Formen angenommen. Von linearem Verlauf hätte keine Rede mehr sein können. Alles wäre in einen Wirbel hineingezogen worden, der jede Beherrschung unmöglich gemacht hätte. Das wäre unser beider Untergang gewesen."
„Was?", fragte Case vollkommen verwirrt. „Was soll das Ganze?" Doch schon verschwand die rätselhafte Gestalt ebenso schnell, wie sie erschienen war und machte phosphorfarbenen Nebeln Platz, die seinen Kopf umspielten. Er war allein.
„Ich habe Dir ein Wahrheitsserum verabreicht. Das wird Deine Zunge schon lockern, ob Du willst oder nicht, harharhar", lachte die raue Stimme des unsichtbaren Mannes hämisch, die von irgendeinem Ort hinter den Nebeln zu Case' atomisiertem Selbst hinüberschallte. „In zwei Stunden noch eine Injektion, dann können wir mit der Befragung anfangen", schallte es. Case spürte, wie die Präsenz des Mannes sich entfernte. „Bis später, Kleiner!" In Neonfarben fluoreszierende Kristalle explodierten in wogenden Tunneln aus Licht. Träumte er etwa?

Kawumm! Case' Augen sprangen auf. Plötzlich sah er. Weiße, gekachelte Wände, Leuchtstoffröhren und piepsende Geräte - das war ein Krankenhaus. Bäng! Er hing halb aus dem Bett, der Kitteltyp durch die Tür kam. Aber buchstäblich durch die Tür, denn sie war noch zu, als er hineinknallte. Er flog rückwärts durch die Tür, und von der blieben nur Trümmer und Sperrholzwaben übrig. Er sah ihn gegen die Wand fliegen und dann auf den Boden krachen. Und dann stand jemand anders an der Tür im Gegenlicht des anderen Krankenhausflurs.
„Na, das ging ja gerade noch mal gut." Die Stimme kannte er. Er fand es etwas beunruhigend, dass sie so verdammt fröhlich klang. Als wäre es ein Mordsspaß gewesen, den Typ durch die Tür zu schmettern. Die Frau huschte heran, ganz nah, so dass Case die Kälte spürte, die von ihrer Jacke abstrahlte. Kabel und Elektroden wurden von seinem Körper gerissen, die Geräte piepsten wie wild. Langsam hob er das Gesicht und erkannte sie.
„Natascha...", keuchte Case. Er war sich nicht sicher, ob das Geschehene real oder schon wieder eine von Medikamenten ausgelöste Halluzination war. Dann wurde er gepackt, blitzschnell aus dem Bett gezogen und in eine Art Stuhl gedrückt.
„Wieso bist Du hier?", fragte Case mit hängendem Unterkiefer und einem Speichelfaden im rechten Mundwinkel. „Wo ist der Arzt?" Offenbar war er mit starken Beruhigungsmitteln sediert worden und erkannte die Situation überhaupt nicht.
„Nicht reden." Sie drehte sein betäubtes Gesicht zu sich. „Dieser Typ war kein Arzt, sondern ein Verhörspezialist, der Dich befragen sollte." Ihre Schritte waren gerade und fest, als sie Case im Rollstuhl den langen weißen Gang des Krankenhauses entlang schob. Nicht sprechen. In verwirrender, von Betäubungsmitteln bewirkter Trance nahm Case wahllos Informationen auf. Den Kragen an Nataschas Jacke, das Ölbild ei-

ner Taube an der Wand, den Hinterausgang, rote Krankenwagen auf dem Parkplatz. Ein Auto.

Ihre Hoheit ließ bitten und als Rupert rein kam, wand sich Tracy auf einem Himmelbett mit seidener Bettwäsche und hatte einen Vibrator in der Möse. Den BH hatte sie noch an, aber der Slip war verschwunden.
„Ich fänd es wirklich prima, wenn Du einen Deiner kommunistischen Kumpels dabei hättest. Dann könntet Ihr mich im Sandwich nehmen, Du geile Sau."
Rupert lächelte zwar, aber das passte ihm irgendwie nicht so ganz ins Konzept. Der bloße Gedanke widerte ihn an, aber anscheinend stand sie drauf. Er wollte einfach nur ne Nummer schieben. Was sollte das? So ein Gelaber sollte einen wohl anmachen. Sie sagte, dass sie Schranken einreißen wollte und die Sexualität aus ihren gesellschaftlichen Normen befreien wollte. Okay, aber trotzdem kam er sich vor, wie der Statist in einem miesen Porno. Er mochte Pornofilme, obwohl er öffentlich Kampagnen dagegen unterstützte. Nur seine Rolle hier schmeckte ihm nicht. Tracy zog sich den Vibrator raus und endlich durfte er ran. Sie zog ihm ein Kondom über den Pimmel, was ihn ankotzte. Öffentlich engagierte er sich für Kampagnen gegen AIDS in Afrika, für Kondome und gegen den Pabst, doch privat ritt er lieber ohne Zaumzeug. Aber was sollte er schon tun, nun hatte er die Kappe auf. Er führte einige Stöße aus und Tracy begann laut zu stöhnen und richtig abzugehen. Na endlich, dachte der Anarchist. Die Verzögerung hatte ihn etwas blockiert, was ja gar nicht schlecht war, aber im Endeffekt auch vollkommen egal, da er ohnehin nur seine eigene Befriedigung im Kopf hatte.
„Jetzt von hinten!", kommandierte sie und er zog ihn raus, damit sie sich umdrehen konnte. Tracy nahm Haltung an und streckte ihm den Hintern entgegen.
„Aber mach's ordentlich!" Langsam ging ihm dieses Gelaber echt auf den Kranz, aber Rupert gab sich alle Mühe. Sie nahm den Vibrator und saugte daran und stöhnte, dass es irgendwie albern klang. Rupert schluckte seinen Ärger runter und machte weiter. Sie steigerte sich zunehmend und er hatte keine Mühe, sie bei Laune zu halten. Tracy fingerte mit der einen Hand eine Fernbedienung aus den Decken und schaltete einen riesigen Flachbildschirm an, der in Blickrichtung vor dem Bett stand. Rupert war etwas irritiert, als er erkannte, dass dort ein Video lief, in dem eine Frau es sich von einem Tiger besorgen ließ. Die Figur kannte er, das war doch Tracy. Jetzt hörte er ihr Stöhnen in Stereo, denn aus den Fernseherboxen klang sie genauso wie hier vor ihm. Der Tiger zuckte und klappte zusammen, es kam ein kurzer Schnitt und Rupert erkannte, wie jemand ein Pferd in den Raum führte. Ein mächtiger Hengst, dessen ellenlanger Schwanz ihm erigiert vom Bauch hing. Dann kam sie, und ihm wurde klar, dass das hier nichts mit Klassenkampf zu tun hatte, sondern einfach eine ziemlich kranke Nummer war.

„Ich hatte eine Vision, da im Krankenhaus" sagte Case leicht lallend, als Natascha seinen reglosen Körper wie einen Sack Reis auf den Beifahrersitz des gemieteten Toyota schleuderte. Er war immer noch überwältigt von dem Trip.
„Und was hat sie Dir gesagt, die Erscheinung?"
„Ich bin ein Idiot", sagte Case leise. Sein Blick war leer, er schien durch sie hindurchzuschauen.
„Das ist wahr", war die knappe Antwort. Anscheinend hatten sie ihm tatsächlich ein Wahrheitsserum verabreicht, sonst würde der arrogante Gockel so etwas doch nie zugeben. Sie stieg auf den Fahrersitz und startete den Motor.
„Ich..." Case lallte und hatte sichtlich Mühe, die Augen offen zu halten. „... ich hätte Dir zuhören sollen, verstehen, als wir einander nah waren. Plötzlich warst Du verschwunden und..."
Natascha registrierte seinen fragenden Blick. Anscheinend quälte ihn die Frage, aber er brachte es nicht über die Lippen, sie danach zu fragen. Nach dem Grund für ihr Verschwinden. Vielleicht war er aber auch einfach immer noch breit von den Downern.
„Wo warst Du?", fragte er.
„Weit weg", sie blinkte und wechselte die Spur, um zu überholen. „Nicht reden." Sanft legte sie ihm einen Finger auf den Mund. „Du stehst voll unter Drogen und quatscht Dich womöglich um Kopf und Kragen. Du bist biochemisch vollkommen durcheinander."
„Man erkennt das Leben erst, wenn es entflieht, und man begreift es erst, wenn man die Macht darüber verloren hat." Case' Kopf sackte auf die Schulter, während er lallte.
„Nun hör aber mal auf, hier den Erleuchteten zu spielen." Sie steuerte den Wagen vom Parkplatz auf die Hauptstraße. „Die haben Dich einfach mit Drogen voll gehauen. Da sind Halluzinationen absolut normal. Der Körper und das menschliche Gehirn funktionieren nur durch elektrische Impulse, durch Informationen, die durch Synapsen weitergegeben werden. Und Deine Synapsen drehen halt grad am Rad."
„Ah... ja." Case versuchte zu folgen, obwohl ihm die Augen zufielen. Tiefe, gleichmäßige Atemstöße verrieten, dass Case eingenickt war.

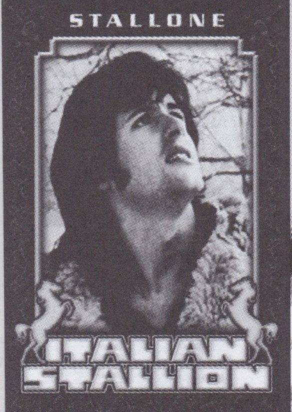


Sie betrachtete sein Gesicht. Dieser Typ war ein Draufgänger, ein Idiot genau genommen. Aber irgendwie mochte sie diesen Idioten.
Natascha wandte den Blick nach vorn auf die beinahe leere Straße, über die der Toyota hinwegjagte. Etwas verwundert stellte sie fest, dass sie einander nicht allzu fremd geworden waren. Im Radio lief ein schmalziger BritPop-Song und sie drehte etwas lauter, da Schmalz jetzt genau das richtige war.

Schließlich kam auch Rupert und rollte sich ab. Sie lagen auf dem Kissen und hatten sich nichts zu sagen. Im Hintergrund hörte man immer noch halblautes Wiehern und Stöhnen. Das war der Moment der Wahrheit, und er wünschte, dass er einen Knopf neben sich hätte. Nur draufdrücken und weg wäre sie. Er war wieder James Bond. In den Filmen wurden die Bondgirls einfach umgebracht, so dass sich James nie mit Small Talk und Nachspiel abgeben musste. Leider war Rupert aber nur ein kommunistischer Schnösel und kein Geheimagent. Er döste ein und Tracy pennte auch. Das war die einfachste Lösung. Er glitt in den Halbschlaf und wurde das Gefühl nicht los, dass er sich etwas unter Wert verkauft hatte. Er dachte an den Tiger mit seinen Glasaugen und überlegte, ob das der aus dem Film war. Rupert stellte sich vor, dass seine Haut samt Kopf und Glasaugen vor Tracys Kamin lag und schlief ein.

Ich war jung und...

Eine von **Sylvester Stallones** ersten Rollen - vielleicht sogar DIE erste - war die des polymorph-perversen Deckhengstes Stud in dem B-Meisterwerk „Party at Kitty and Stud's". Der Film entstand 1970. Sly war damals gerade 24 Jahre alt, lebte in Hell's Kitchen, New York, und hielt sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser, während er versuchte, ins Filmgeschäft einzusteigen. NYC war damals übrigens eine Art Mekka des amerikanischen Pornofilms.
Die Story von „Party at Kitty and Stud's" ist schnell erzählt: Kitty und Stud sind ein sexsüchtiges Pärchen und schmeißen eine Party, die - wer hätte es gedacht - in einer mittelschweren Orgie endet. In einer dramaturgisch besonders gelungenen Szene bittet Stud seine Freundin: *„Sei vorsichtig! Das letzte Mal hast Du ihn gebissen."* Und Kitty antwortet: *„Ich werde samtmündig sein zu Deinem Liebesschaft"*, bevor sie ihren Kopf in seinen Schoß bewegt, wobei sie selbst kichern muss, was so wahrscheinlich nicht im Script stand.
Stallone bekam damals ganze 200$ für die Hauptrolle, wie er später in einem Playboy-Interiew bemerkte. Nach dem Erfolg von „Rocky" (1976) legte irgendjemand den Streifen noch einmal auf, diesmal unter dem Titel „The Italian Stallion", in Anspielung auf Rocky Balboas Spitznamen in dem Boxfilm. Diese Version wurde allerdings noch einmal stark entschärft. Von dem oben genannten Blow Job beispielsweise sieht man überhaupt nichts mehr, ebenso wie bei einer Schlüsselszene, in der der Liebesschaft des italienischen Hengstes drei weibliche Partygäste nacheinander beglückt. Alle brisanten Bilder wurden rausgeschnitten, nur das Stöhnen durfte bleiben. Sowas nannte man damals „Hardcore", heute wohl eher „Ruckelfilmchen". Die Einschnitte sind so massiv, dass die ohnehin magere Storyline nur bruchstückhaft erkennbar bleibt und überhaupt keinen Sinn mehr ergibt. Beispielsweise erscheint an einer Stelle ein großer Mastiff auf der Bildfläche, der ebenso schnell wieder verschwindet und den Zuschauer verwirrt zurücklässt.



Doch Stallone ist nicht der einzige Hollywoodstar, den seine schmierige Vergangenheit einholte, nachdem er den Pop-Olymp erklommen hatte. Nach langem Rechtsstreit erschien vor zwei Jahren ein mehr als mittelmäßiger Softcorestreifen im Internet, der trotz miesester Qualität schnell an Popularität gewann. Grund dafür war die Besetzung der Hauptrolle mit (Achtung!) **Cameron Diaz**, die sich mit zerzaustem Haar aber ohne Oberteil zarten SM-Spielchen hingibt. Sie und ein anderes Model in Lederklamotten namens Natasha traktieren darin einem angeketteten Mann, der nichts als einen Lendenschurz trägt. Später zwingen ihn die beiden Vamps, eine Ledermaske zu tragen, und machen den armen Kerl gefügig.
Cameron war damals knackige 19 Jahre jung und arbeitete hauptsächlich als Model, bzw. Darstellerin in Werbeclips. Drei Jahre später gelang ihr der Durchbruch in Hollywood an der Seite von Jim Carrey in „Die Maske". Darauf folgte eine straighte Karriere, die ihr das heutige Sauberfrau-Image und fette Gagen einbrachte. Als der Kameramann und Inhaber der Rechte John Rutter den Film 2004 im Netz veröffentlichen wollte, verklagte ihn Diaz und behauptete, er hätte versucht, sie mit ihrem Frühwerk zu erpressen. Angeblich hatte er 3,3 Millionen Dollar dafür gefordert, die Klappe zu halten. Wie auch immer, er gewann den Prozess und bot den 30-minütigen Streifen für 39,95$ zum Download an. Kopien zirkulieren heute in allen gängigen Tauschbörsen. Sicherlich ein Muss für jeden echten Fan.

Als **Arnold Schwarzenegger** kurz vor der Wahl zum Gouverneur von Kalifornien stand, gelang es seinen politischen Gegnern, Nacktfotos aufzutreiben, die er 1977 für das Gay Magazin „After Dark" gemacht hatte. Mit dem Fotografen Jack Mitchell produzierte er seinerzeit eine Session von 22 homoerotischen Bildern. Knapp fünf Jahre später gelang ihm bekanntermaßen der Durchbruch in „Conan - der Barbar", inzwischen ist er ein mittelmäßig erfolgreicher Rechtsaußen-Politiker mit Biedermann-Image und einer der Vorreiter im Kampf gegen die gleichgeschlechtliche Ehe in den USA.

Wie viel Gage der spätere Terminator für seinen Körpereinsatz kassierte, ist unklar. **Madonna**, die 1979 für den Fotografen Martin Schreiber nackt posierte, bekam dafür magere 30$. Schreiber hingegen machte später einen guten Schein, indem er die Bilder Mitte der Achtziger im Playboy veröffentlichen ließ, und schließlich 1999 an ein europäisches Pharmazie-Unternehmen verkaufte. Der Konzern gab die Rechte wiederum an die New Yorker Sexartikel-Firma CondoMania weiter, die sie für die Verpackung ihrer „Madonna"-Kondome benutzte. *Krzysztof*

Quellen: New York Post, The Herald, The Sun, China Daily, Laut.de, Spielfilm.de, snopes.com, gay.ch, BBC, CNN, FOX-news, Wikipedia, Int'l Movie Database

YOUR NAME HERE



GLORY WHITE TRASH
Layer 5

Amour Fou

Case erwachte von einem klappernden Geräusch, das von dem altersschwachen Ventilator über seinem Bett her rührte. Es war verdammt heiß. Wo war er denn jetzt schon wieder? Das ganze sah aus wie Case erwachte von einem klappernden Geräusch, das von dem altersschwachen Ventilator über seinem Bett her rührte. Es war verdammt heiß. Wo war er denn jetzt schon wieder? Das ganze sah aus wie ein billiges Hotelzimmer. Auf einem Tisch neben dem Bett stand eine gläserne Karaffe mit Wasser. Die Fenster waren mit hölzernen Panelen verschlossen, an deren Seite helle Sonnenstrahlen vorbei ins Zimmer drangen. Es musste mitten am Tage sein. Ihm fiel wieder ein, dass er im Auto neben Natascha eingeschlafen war, ohne zu wissen, wo sie eigentlich hinfuhr. Vor dem Bett lagen seine Sachen, sie waren gewaschen und zusammengelegt worden.

Daneben fand er einen Zettel: „Du findest mich auf der Spitze der Klippe am Strand, etwa zwanzig Minuten nördlich von hier. Natascha." Sie gab ihm schon wieder Rätsel auf. Dabei wusste er noch nicht einmal, wo er war. Er stand auf und spürte die Schmerzen aus seinen Rippen, die aber schon viel schwächer waren. Frische Verbände deckten die Wunden ab. Als er die Fenster mit einem Knarren öffnete, um Licht hineinzulassen, blickte er zu seinem Erstaunen auf azurblaue Ozeanwellen, die bis zum Horizont reichten. Salziger Meereswind blies ihm ins Gesicht. Er schaute von einer Anhöhe hinab und erkannte ein verschlafenes Fischerdorf vor sich. In welchem Land war er überhaupt? Erstaunlich. Er musste also eine ganze Weile geschlafen haben. Da spürte er das fiese Stechen aus den Rippen wieder. Offenbar ließen die Schmerzmittel nach, die Downer wirkten aber noch

‚Charlies Bar' war eine muffige, dämmrige Spelunke. Eine Polizistenkneipe in einer Polizistenvorstadt, hinein kam nur, wer weiß und männlichen Geschlechts war, und außerdem seine Polizeimarke und den Mitgliedsausweis der Polizeigewerkschaft am Eingang vorzeigen konnte. Die Bar roch nach schwelender Wut und schaler Kumpanei. Hier wurde das Bier noch gezapft und in zünftigen Humpen ausgeschenkt. An den Wänden hingen eingerahmte Zeitungsartikel aus der Berliner Presse oder dem Morgenkurier, die alle von Polizisten berichteten, die ihr Leben heldenhaft in den Dienst der Berliner Polizei gestellt oder gar dafür verloren hatten. Zum großen Teil waren es Berichte von dem Krieg, der da draußen jenseits der Stadtgrenze stattfand. Einer der Artikel berichtete von zwei deutschen Beamten, die von einer türkischen Jugendgang auf offener Straße irgendwo in Schöneberg niedergestochen worden waren. Und da hing die Geschichte von einem Bullen, der sich lieber umgebracht hatte, als seine Kollegen zu verpfeifen. Die fett gedruckten Schlagzeilen bestanden aus den typischen Wortendes Polizeialltags: Selbstmord, Freispruch, Polizist erschossen, Verurteilt, Vergewaltigt, Enthauptet, Gerettet, Gefoltert.
Für Eddy war diese Stampe sein zweites Zuhause. Er stand an der Bar und nippte an seinem Glas. Heute abend war es voll, wenigstens zwanzig Gäste drängten sich in dem kleinen Raum. Die meisten trugen wenigstens ein Kleidungsstück, auf dem das Wappen der Berliner Polizei zu sehen war.
„Noch einen Doppelten, Klara" Eddy saß am Tresen und kippte Scotch. Sein versteinertes Gesicht machte allen Anwesenden klar, dass er nicht angesprochen werden wollte. Ein unüberlegtes „Wie geht's, Eddy?" konnte in dieser Stimmung einen Kieferbruch oder Ärgeres zur Folge haben. Jeder hier wusste, dass ihm eine Hauptverdächtige entkommen war und dass das einen weiteren Knacks an seiner Karriere bedeutete. Der Typ war sauer.
„Noch einen!" Die verräucherte Kneipe mit den alten, tropfenden Heizkörpern und dem blauweißen Fliesenboden war ein Ort, an dem viel getrunken wurde, wo jeder einen Fluch auf den Lippen hatte und einen Haufen Komplexe hinter der harten Front verbarg. Und wenn sich das Überleben in jeder Polizeibehörde der Welt letzten Endes auf eine Wir-und-die-anderen-Mentalität reduziert, dann war Chalies Bar ganz eindeutig eine Wir-Domäne und das Schild über dem Dartbrett verkündete: Straße der Wachsamkeit.

Case Körper schmerzte, als er aus dem Hotel trat. Es war ein kleines, würfeliges Gebäude an der Uferpromenade. Ihm war brechend heiß, doch er begann zu laufen. Zwanzig Minuten nördlich. Todesmarsch im Schmerzmittelcrash. Wortfetzen vorbeigehender Leute drangen ihm in die Ohren, doch er verstand sie nicht. Einen Fuß, einen Fuß, einen Fuß nach dem anderen. Sein Kopf war jetzt so schwer, als hätte jemand ein Loch in die Schädeldecke getrieben und ein Viertelkilo blankes Blei hineingegossen. Und die Zähne fühlten sich an, als gehörten sie jemand anderem.
Zwei Tavernen teilten sich die kurze Hafenzeile, kleine Fischerboote dümpelten im ruhigen Wasser des kleinen Hafens und es beinahe menschenleer. Hier fuhren keine Autos, der Fischfang bestimmte offenbar den Rhythmus des Lebens und Lässigkeit war Programm. Am Ende der Mole führte eine schmale, von Gärten gesäumte Gasse zur Klippe hinauf. Case bewunderte die unzähligen Gurken, Zitronen, Paprika und Artischocken. Beinahe vergaß er seine Schmerzen.

Mit mindestens zweieinhalb Promille im Großstadtbullenblut steuerte Eddy den Wagen durch die verschlafenen, nächtlichen Strassen von Falkenhorst. Die Fertighäuser der Siedlung, die durch einen Zaun samt Wachdienst von der Umgebung abgeschirmt war, sahen alle gleich aus. Endlose Variationen desselben Themas. Der Ort in Teltow-Fläming, dem so genannten Speckgürtel Berlins war ursprünglich eine Erfindung des Wohlfahrtsverbandes der Streifenpolizisten gewesen und eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Hier lebten ausschließlich Berliner Polizisten mit ihren Familien. Letzten Endes musste wohl jeder selbst entscheiden, was von einem Leben zwischen gepflegten Rasenflächen, gestutzten Hecken und säuberlichen Blumenbeeten in der Vorstadtenklave zu halten war. Wenigstens war man sicher vor Kriminalität, zugegeben. Aber vielleicht auch allzu behütet, so dass der Wandel und die seltsamen Episoden des Lebens unbemerkt an einem vorbeizogen. Die Berliner Bullen sahen allerdings genug davon bei ihrer Arbeit und waren froh, nach Dienstschluss in die Idylle zu fliehen. Nur die meisten ihrer Frauen hatten ein Problem mit der Sache. Diejenigen, die das aufregende, schnelle Leben in der City mal gekannt hatten, langweilten sich hier zu Tode. Mancher Cop kam nach dem Dienst nach Hause zu einer Gefangenen. Eddy hatte keine Frau, ihn erwartete ein unaufgeräumtes Reihenhaus voller leerer Pizzaschachteln. Der Bulle ertappte sich dabei, wie er an Nataschas wohlgeformte Beine dachte. Auch ihr Hintern war allererste Sahne, insgesamt ein wun-

derschöne Erscheinung, die einem Mann den Kopf verdrehen konnte.
"Die Top-Story des Tages", tönte es blechern aus dem Radio. „Eine nihilistische Terroristin auf der Flucht vor der Polizei entführte gestern Nacht einen unbekannten Mann aus dem städtischen Krankenhaus. Zu den Motiven der Täterin und der Identität ihres Opfers wollten sich offizielle Stellen noch nicht äußern." Zähneknirschend drückte er den Off-Schalter und raste weiter. „Schlampe!"

Eine sanfte Brise wehte vom Meer her über die Steilküste. Case lief unter Zitronenbäumen und genoss den süßlich-sauren Duft. So stellte er sich das ungeküsste Dornröschen vor, bezaubernd und aufregend still. In der einsamen Zeit, die hinter ihm lag, hatte Case viel über seine kurze aber intensive Beziehung zu Natascha nachgedacht. Er hatte diese Frau wohl nie richtig gekannt. Ohne, dass es ihm bewusst gewesen wäre, hatte er eine ‚Liebesgeschichte' erfunden, wie man sie in Filmen oder Schundromanen vorgeführt bekam. Gefühlstoter Kitsch, in dem die so genannte ‚Liebe' etwas war, was wuchs, eine bestimmte Größe erreichte und dann nur noch am Leben erhalten wurde wie eine Pflanze, die man hin und wieder goss und deren verwelkte Blätter man abzupfte. Diese so genannte ‚Liebe' galt als Synonym für Zärtlichkeit, Sicherheit, Prestige, Bequemlichkeit, Erfolg. ‚Liebe' übersetzte sich in hohle Floskeln wie ‚Ich liebe Dich' und ähnlichen Bockmist. Ohne es zu bemerken oder zu wollen, hatte er sich von Natascha entfernt und sich verhalten wie einer dieser Trottel aus den TV-Soaps. Aber die Dinge waren verworrener als angenommen. Hatte Natascha womöglich das gleiche gedacht? Schließlich hatte sie dieselben Fernsehserien gesehen.
Nein. Natascha dachte anders. Sie handelte anders. Sie versuchte, ihm zu zeigen, was er nicht sehen konnte. Er musste sie verlieren, um zu begreifen, dass nichts süßer war, als das, was man verloren hatte, wieder zu finden. Und jetzt war er hier und legte ihretwegen erneut einen Weg zurück. Offenbar wirkte die Droge immer noch. Er fühlte sich beschissen und erkannte, dass der Engel aus dem Psychopharmakatrip im Krankenhaus recht behalten hatte. Die Möbel verstaubten und die Bilder verschimmelten im Haus seiner Seele. Und ihm blieb nichts übrig, als die Türen zu öffnen. Als er es getan hatte, fegte der Wind hindurch. Case wunderte sich selbst über diesen schmalzigen Esoterikmist, den er zusammendachte, aber er war voll drauf, da konnte so etwas schon mal vorkommen.

Eddy Neumann wachte mit einem kolossalen Kater auf. Der Raum war still und muffig. Eine Erinnerung an die vergangene Nacht regte sich irgendwo am Rande seines Gedächtnisses, aber als er danach greifen wollte versank sie in einem Erdbeben aus Schmerz. Die Vögel zwitscherten, sie jubilierten regelrecht. Es würde ein wunderbarer Tag werden in Falkenhorst.
„Scheißvögel", brummte Eddy. „Die verfluchten Vögel haben mich geweckt." Mit einem Blick auf den Wecker stellte der Bulle fest, dass er in zwei Stunden zum Softball mit den Kollegen musste. Sonntag war Softballtag.
„Scheiße!" Wovon hatte er geträumt? Er schauderte, als es ihm einfiel. Natascha war wieder in sein Büro gekommen, wie jede Nacht, seit die Gefangene ihm entwischt war. Ohne etwas zu sagen, hatte sie ihn innig geküsst. Sie steckte ihm die Zunge in den Hals und schon lagen sie auf dem Linoleum, ihre Beine um seine Hüfte. „Eddy, ich liebe Dich!", hatte sie gesagt.
Scheißtraum! Der Cop bemerkte den gewaltigen Ständer unter seiner Bettdecke. Diese verfluchte Natascha! Wohin war sie geflohen? Jetzt hexte sie schon in seinem Kopf herum. Er würde die Alte kriegen. Wenn er sie nur verhaften könnte, dann würde der Spuk schon aufhören. Der Bulle griff nach seinem Schwanz, um sich einen runterzuholen.

Der Wind wurde stärker, als Case seinen versehrten Körper einen Trampelpfad die Klippe hinauf schleppte. Noch immer hatte er den Duft der Zitronenbäume in der Nase. Was sollte er sagen, wenn er sie traf? Wie oft hatte er das überlegt! Vielleicht „Ich habe lange auf diesen Moment gewartet" oder „Ich habe begriffen, dass ich mich nicht richtig verhalten habe" oder etwa „Du bist schöner als je zuvor"? Case entschied sich für „Hi".
Er lief durch die Hitze und bemerkte, dass sein Kopf leer wurde. Und weil er leer war, kam der Wind vom Meer herein und brachte Neues mit sich. Geräusche, die er noch nie gehört hatte, Gerüche, die er nie verspürt hatte, Reize, die der nicht kannte. Er fand heraus, dass er zu viel mehr fähig war, als er gedacht hätte. Natascha hatte ihn auf eine lange Wallfahrt geschickt, damit er seinen Traum fand. Sie hatte ihn gezwungen aufzubrechen, um den Mann zu finden, der sich auf

seinem rastlosen Weg verloren hatte.

Als der Weg zu einem steinigen Trampelpfad wurde, und Case langsam ins Keuchen kam, dachte er über alles Mögliche nach, nur nicht über das Wesentliche. Er pfiff vor sich hin, fragte sich, warum hier keine Autos geparkt waren, bemerkte, dass einer seiner Schuhe kaputt war. Dies alles, weil Natascha nur noch wenige Schritte entfernt war. Jedes Thema half ihm, um vor der Realität zu fliehen, die er so sehr gesucht hatte, der zu stellen er sich aber jetzt fürchtete. Doch er wusste: würde er diese Chance jetzt nicht nutzen, dann wäre sie für immer verloren.

Eddy Neumann duschte. Er fühlte sich wie mit Darmbakterien glasiert, doch aus irgendeinem Grund benutzte er keine Seife. Die Duschkabine war eng, ihre Scheiben verschmiert, der Abfluss größtenteils mit Haupt- und Schamhaaren verstopft, die er definitiv nicht entfernen würde, bevor überhaupt kein Wasser mehr abfloss. Er bekam heißes Wasser in den Mund, das machte ihn stinkig. Sein Schwanz war wund und schmerzte beim Abtrocknen.
Ohne darüber nachzudenken, setzte er sich zum Scheißen aufs Klo, während des Zähneputzens. Im Laufe der letzten Jahre hatte er viele Dinge mit aufs Klo genommen. Vielleicht war das ein schlechtes Zeichen. Zeitungsausschnitte, Kopien, sogar einige Ermittlungsunterlagen. Lesestoff.
Er machte die Beine breit, drückte seinen wunden Schwanz beiseite und spuckte Zahncremeschaum zwischen den Schenkeln durch in die Schüssel, auf der er saß und kackte. Der Bulle schloss die Augen bei diesem Anblick. Dann das Dilemma: Breitbeinig und gekrümmt zum Waschbecken schlürfen und vor dem Abwischen den Mund ausspülen, oder die Zahnbürste zwischen die Zähne klemmen, während des Hinternwischens, um dann aufrecht zum Waschbecken zu gehen. Er entschied sich für die zweite Methode, obwohl es ihm nicht besonders verlockend erschien, am Rektum rumzumachen mit dem Mund voll Colgate.

Endlich erreichte Case den Gipfel. Er schauderte, als er sie erblickte. Sie trug ein knielanges, weißes Kleid, das im Wind wehte, ebenso wie ihr blauschwarzes Haar. Sie strich eine Strähne aus ihrem ebenmäßigen Gesicht, und ließ den Blick über den rot leuchtenden Sonnenuntergang gleiten. Natürlich hatte sie ihn längst entdeckt. Natascha kam auf ihn zu, küsste ihn auf die Wange und nahm seinen Arm.
„Hi“, sagte er.
„Ich habe auf Dich gewartet“, sagte sie und sie liefen gemeinsam einige Schritte auf den Abgrund zu. Das Rauschen der Brandung klang von irgendwo weit unten zu ihnen hinauf.
Case schaute in ihr Gesicht. Sie war tatsächlich schöner als je zuvor. Ohne den Blick von ihrem alabasterartigen Antlitz zu senken, sagte er: „Ich habe begriffen, dass das Leiden wächst, wenn wir von jemand anderem erwarten, uns so zu lieben, wie wir es uns vorstellen, und nicht so, wie die Liebe sich offenbaren muss - frei, ohne Kontrolle, indem sie uns mit ihrer Kraft leitet und verhindert, dass wir stehen bleiben. Ich wünschte, ich hätte Dir meine Gefühle zeigen können.“
„Ich habe noch nie solche Sätze von Dir gehört.“, stellte sie fest. „Das hast Du doch aus irgendeinem Schnulzenroman geklaut.“
„Ehrlich gesagt, ja.“

Sie war ihm so nah, wie er es monatelang erträumt hatte, und lächelte. Doch schien es nun, als müsste alles genau so sein. Als ihre Lippen einander näher kamen, erkannte er, dass sich sein Gesicht in ihren Pupillen spiegelte. Er sah sich selbst durch ihre Augen. Ein Effekt, den er noch nie zuvor bemerkt hatte. Und als sie ihn fest an sich zog, fielen alle Schmerzen des Erdendaseins von ihm ab. Denn er spürte die vertraute Wärme ihres Körpers, den Duft ihrer Haare und die samtene Elastizität ihrer Haut, als der dunkelrote Sonnenball am Horizont verglühte.

REVIEWS

willkührlich beurteilt von StyleCommander Stunk



Steakknife - „Parallel Universe Of Dead"
(Rookie Rec.)
Fangen wir direkt mal beim Artwork dieser Langrille an, denn das besticht durch einen äußerst skurillen Eindruck eines leider nicht genannt werden wollenden Saarbrücker Grafittikünstlers. Entstand mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit im Crackrausch - fein fein! Mucketechnisch hat das Warten auch voll gelohnt, Erwachsenenpunkrock, der mich seltsamerweise an etwas zu Trinken erinnert, so Jacky trifft Fidelsgold... . Selbstredend erinnert datt Teil wohl bedingt durch Spermavogel Lee Hollis an selbige - und das ist auch gut so!

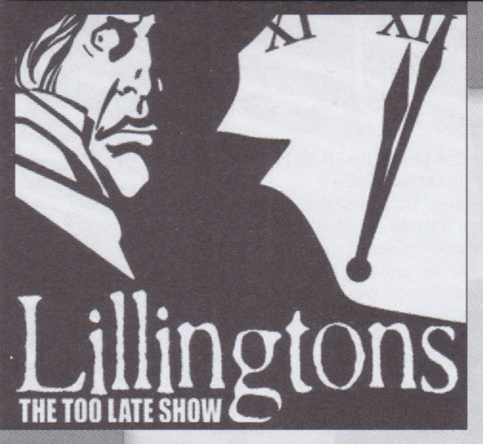
The Hidden Charms - ?
(Alien Snatch)
Aus der 60er Garage schauen 3 junge Menschen sehnsüchtig vorwärts ins Jahr 77, vergessen aber nicht, dass man das 21. Jhd eingeläutet hat. Ja! Das könnte man so stehen lassen, doch wie so ziemlich alle Produkte aus dem Hause Alien Snatch ist auch das ein Juwel in meinem Plattenschrank. 180 g Vinyl, ne schöne Papiertütenmaske mit drin, die aber leider nur Kleinkindern oder Haustiere ihren Charme verstecken lässt. Sollte mensch sich auch live nicht entgehen lassen - und das nicht nur aus der Tatsache heraus, dass der Dean Dirg Trommler und Hangs Order Leute mit von der Partie sind - nee, weil die einfach nur geil sind.

Meine kleine Deutsche - It all felt very german
(Soundofsubterraen Rec.)
Schwedisches Trio, das die Absicht hat, mit minimalen Mitteln, Dich auf die tanzfläche zu ziehen. Herrje miene, die schaffen dat! Und so wird der ein oder die andere travoltisch auf jenem Boden nach diesem Dance-Elektro-Punk abspasten. A chance to dance... .

Poison Idea - Latest Will And Testament
(Farewell)
Um es gleich vorweg zu nehmen, Turbolovers dann allle mal wieder hinten anstellen! Wer hätte dat jedacht, das die Könige, noch einen Buben im Ärmel haben. Und verdammt noch mal, der sticht. Und nicht nur stechen, nee nee, der lässt Dir nen Grand Ouvert und reißt Deinem Gegner noch ganz nebenbei die Eier vom Jemächt! Will heissen, dat dat Teil nahtlos an die „Fear The Darkness"-LP anküpft. Meine Güte, war ich erstaunt/erschrocken, ob dieses allet hier. The Kings Of Punk are fucking back, Alta! Danke.

Regulations - Electric Guitar
(Ny Väg Rec.)
Es wird sich ja nun schon reichlich rumgesprochen haben, dass es da ne ganze Menge skandinavischer Youngsters gibt, die sich dem amerikanischen HC-Punk der frühen 80er a la Circle Jerks, Black Flag, Dead Kennedys etc. etc verschrieben haben. Und im großen und Ganzen haben die Kids in dieser OldSchool absolut hervorragend ihre Hausaufgaben gemacht. Wir bekamen damals immer so Bienchen ins Buch. Von mir bitte direkt mal zwee... . Aber nu zurück zum Jeschehen - und um es mal so zu sagen: wenn Dean Dirg die Circle Jerks wären, dann sind Regulations die Sex Pistols. FAstehste?!

Vicious - Alienated
(Ny Väg Rec.)
Um mal noch ne Band aus oben erwähntem Sumpf zu ziehen, und den sowieso schon vorhandenen Inzuchtsgedanken zu nähren, seien hier auch The Vicious erwähnt, die aus dem selben Studentenkaff kommen. Nur geht es hier mit mehr psychedelischer Melodie voran, Vipers lassen grüßen - und genau das ist das Salz in der Suppe, das dieses Scheibchen zum einem absoluten Dauerbrenner auf meinem Plattenteller macht. Heilige Scheiße, dass Dir nicht nur die Rosette brennen lässt - die Luft tut's ooch.



The Lillingtons - The Too Late Show
(Red Scare Rec.)
Ich muss gestehen, dass ich vor lauter Freude geschrien habe, als ich nach verdammt langer Zeit mal wieder (nur so uff die Blöde) jekieckt habe, ob et irjenteen Lebenszeichen, Kodi back im mittleren Westen oder wat wees ick denn, so dit Web durchforste. Und wat soll ich sagen? Als ob es Bestimmung ist (Zufall? Jibt et den denn überhaupt?), schmissen meine PopPunkGötter nach sechsjähriger Abstinenz jenau einen Tag vorher das Teil uffen Jahrmarkt der Unmöglichen und Möglichkeiten. Naja, lange Rede... . Ick zum Dealer meines Vertrauens - jeordert - ne Woche später jekricht. Und seit dem hat dieses Scheibchen auch nicht nur einmal irgendwelche hinteren Plätze in meinen Regalen gesehen, geschweige denn die Innenseite des wunderschönen 50er Jahre B-Movie-gangster-Covers. Irgendwie wie Ramones, Screeching Weasle, olle Bad Religion - nur besser. Und gloob mir mal, zahlreicher Besuch meiner sauberen Freunde jedglicher Couleur, denen ich Lillingtons zu hören gegeben habe, wissen, was ick meene, wenn ich Offenbahrung sage.

Pilot Scott Tracy - Any City / We Cut Loose
(Alternative Tentacles)
Und noch so ne ElektoPopPunk-Sache, die in dieser Gazette besprochen werden muss. Ihr könntet fast schon annehmen, dass hier so'n verkappter Technospinner seine Triperfahrungen niederzukritzeln - ganz doll mag - doch wat soll ick sajen? Naja ne, der Trip wirkt und zwar in Form einer Musik gewordenen Ode an die Ohren und an den guten Geschmack. Die neue Crew um Tracy und Scott, die ja bei den The Causy Way schon außerordentliches leisteten, begibt sich zielsicher in WaveSurfPunk-Kosmos und dockt irgendwo bei Men Or Astromen, Trio, Chumbawamba, Station an > Großes Kino!. Und auch hier ist Alternative Tentacles auf der Überholspur der Milchstraße, wie schon all die über 25 Jahre zuvor. Riesen Dank dafür von hier.

The Marked Men - Fix My Brain
(Swami Records)
Für Freunde des ramonesken 77er-Punkrock wird wohl klar sein, dass die hier auch nicht das rad erfunden haben (allen anderen sicherlich auch). Doch: who fucking cares?. So soll es rollen und dit macht et janz jut, wie ich feststellen muss. >Lillingtons-Lovers will love it, too!<, behaupte ich jetzt einfach mal mal. Catchy sound für unterwegs und die Stunden allein zu zweit.

Tight Finks
So Adicts-mäßiges, dat mit Briefs-Kontakt steht, fetzt mir grad das Standbein äh ... Tanzbein aus der Halterung. Sehr abwechselungsreich die Typen, fällt mir auf. Wer hat's erfunden? Sie natürlich auch nicht, ist man geneigt vom Gipfel zu jodeln. In den Apfel beissend tell ick Euch mal, dat dit ein absolutes Genre-Highlight ist!

Viva l' American Death Ray Music - A New Commotion, A Different Tension
(TransSolar Records)
Hab die irgendwann dieses Jahr zum 1x live erleben dürfen und fand sie sooo geil, ey. Die halten einen verdammt geilen Schlagzeuger, der seine Felle nicht nur bürstet - nee, ooch schneidet, wäscht und legt. Nun gut okay, an diesem Abend waren sie ein bissel hippielike fast Velvet Underground... (Die letzte LP geht in die Richtung.) Aber hey, so'n Dirty Rock'n'Roll-Punk wie die sonst so tun lässt Dich vor Verzückung einpullern. Egal, offene Ohren haben keinen Schmalz.

Mönster
Die neue Scheibe von „one of Berlins best" ist auf dem supa sympathischen CD Day After rausgekommen und so erscheint es zumindest logisch, dass die nach ihren Labelmates Endstand klingen. Gut, die Helden Motörhead und Tragedy schallen auch hin und wieder raus, aber meine Güte, was soll es, denn das ist alles andere als negativ gemeint: Coole Kacke, D-Beat aus D-Land für D-Ich, D-Angerman!

Situations - pressure is a pleasure
Objektiv subjektiv gesagt is das Das.

Achja, natürlich gibt es hier keene Garantie für Niete-Nagel-Neue Tonkonserven. Doch falls Ihr Euch einbildet, Eure Band könnte datt hohe Niveau halten, das dieses Hochglanzmagazin verlangt, dann traut Euch und schickt Euer explosives Material an F. Stetefeld, Wrangelstraße 3, 10997 Berlin. Doch erwartet nicht unbedingt, datt der Euer Zeug bespricht - denn wir tragen Verantwortung gegenüber unserer geneigten Leserschaft!

GLORY WHITE TRASH
Layer 6

Screams From The Gutter

"Eine revolutionäre Zeitung muss sich wie jedes andere Unternehmen auch am Markt behaupten, um existieren zu können.", sagte Rupert und tunkte einen kleinen Schokoladenkeks in seinen schaumigen Latte Macchiato. „Seit unser Projekt fest angestellte Mitarbeiter bezahlen muss, stehen wir unter dem Druck, eine hohe Auflage verkaufen zu müssen. Geht die Auflage zurück, ist das Projekt in Gefahr. Im nächsten Monat läuft die Förderungszeit der EU-Kommission ab, also muss die Auflage jetzt gesteigert werden. Das ist vollkommen normal. Solche Probleme haben alle nach dem Profi-Konzept arbeitenden Zeitungen."
Die anwesenden Redaktionsmitglieder nickten ihrem Chef wohlwollend zu, wie Rupert mit einem kurzen prüfenden Blick in die Runde feststellte, während er einen kleinen Schluck seines schaumigen italienischen Milchkaffees nippte. Wie an jedem Sonntag traf sich die Creme der kommunistischen Szene Berlins zur Redaktionssitzung im Salon von Ruperts geräumiger Eigentumswohnung. Die Intellektuellen räkelten sich in den mollig weichen Polstern der Ledergarnitur.

„Und wann geben wir den Nazis ein paar auf die Fresse?", rief ein Jugendlicher mit hoch geschnürten Doc Martens Stiefeln und grüner Bomberjacke von der Seite. An der Wand gegenüber, direkt neben dem marmorierten Deckenfluter, hatte Rupert eine Reihe Designerstühle aus geschwungen Edelstahl aufgestellt, auf der Gäste Platz nehmen konnten. Jeden Sonntag durften einige Anhänger und Bewunderer als Gäste dabei sein, um dem Plenum zu lauschen. Hin und wieder liefen hier auch junge Leute auf, die als Verkäufer bei der kommunistischen Untergrundpostille angefangen hatten und sich mit der Zeit intensiver für die Revolution engagieren wollten. Allzu oft handelte es sich dabei jedoch um ungestüme Heißsporne, die noch grün hinter den Ohren waren und keine Ahnung vom politischen Tagesgeschäft hatten. So wie diese Clique von Redskins kurdischer Herkunft, die sich als ‚Öcalan Gay Skins' vorgestellt hatte.
„Mein lieber Freund. Dir ist vielleicht entgangen, dass Du Dich hier auf der Redaktionssitzung der ‚Revolution' befindest.", hob Rupert gebieterisch an. „Wir haben hier ein paar verdammt wichtige Dinge zu besprechen, die unsere Zeitschrift betreffen. Wenn Du als Gast ein Anliegen an unser Plenum hast, können wir das aber gerne in die Tagesordnung aufnehmen und zu gegebener Zeit besprechen."
„Entschuldigung" Yilmaz schämte sich etwas, da er anscheinend merkte, dass sein Einwurf dumm gewesen war. „Ich wollte bestimmt nicht stören, aber wir Öcalan Gay Skins finden, dass wir einfach losziehen und ein paar Nazis aufmischen sollten. Ihr habt doch bestimmt ein paar Adressen. Wir fahren da vorbei und besorgen es den Wichsern ordentlich, versteht ihr?"
„Ihr habt also eine Anfrage ans Plenum?" Dieser Rotzlöffel ging Rupert echt auf den Kranz.
„Ähh... ja, bitte." Yilmaz wirkte desorientiert.
„Schriftführer. Bitte setze das auf die Liste." Rupert schnipste mit Daumen und Zeigefinger.
„Das wäre dann Punkt 97." Schriftführer Matthias tippte die Sache in sein Notebook.

„Sehr gut. Damit haben wir das ja geklärt, also weiter bei Punkt eins: den Verkaufszahlen.", kommandierte Rupert und die Redakteure wandten sich wieder der Tagesordnung zu.
„Die Druckkosten sind bei der derzeitigen Auflage einfach zu hoch." Tobi, der Leiter der Abteilung Verkauf präsentierte einige Tortendiagramme auf einem tragbaren Overheadprojektor. „Wie ihr seht, überstiegen die Ausgaben den aus dem Verkauf an das Projekt zurückfließenden Betrag bei den letzten vier Ausgaben erheblich. Sollten wir es jedoch schaffen, eine Auflage von etwa 10 000 Exemplaren oder mehr zu verkaufen, dürften wir keine finanziellen Probleme mehr haben."
„Könnt Ihr uns nicht einfach die Adressen geben, Freunde?" Yilmaz war aufgestanden und zeigte auf seine Armbanduhr. „Wir würden dann gleich heute noch losgehen und die Nazis aufmischen."
„Ruhe jetzt!" Rupert hämmerte mit der Faust auf den Glastisch. Wenn er eins nicht leiden konnte, dann war es, beim Betrachten von Tortendiagrammen mit bescheuerten Zwischenfragen gestört zu werden. „Wir kommen zu Euch, wenn Ihr an der Reihe seid."
„Okay, Mann. Kein Problem." Yilmaz schaute etwas verdattert zu Boden, als er sich wieder hinsetzte.

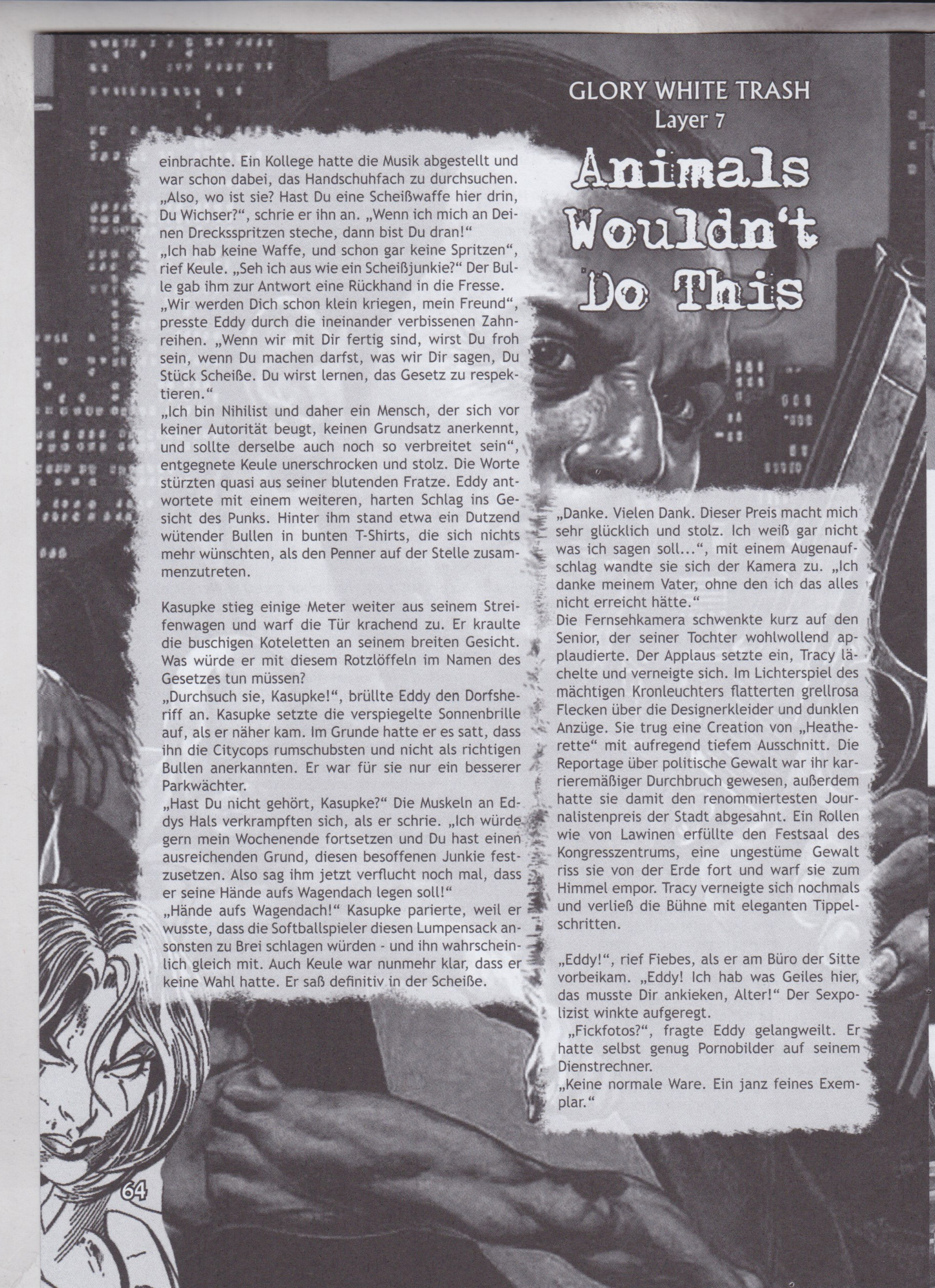
Ein Sonntag in Falkenhorst wirkte wie eine Postkartenidylle. Die perfektionistisch akkurat gezogenen Blumenbeete der Vorgärten erstrahlten förmlich in der milden Sonne des Vormittags. Eine Gruppe Polizisten in Freizeitkleidung spielte Softball, ihre Frauen und Kinder standen am Spielfeldrand und feuerten sie an. Eddy feuerte niemand an.
Ein runtergekommener VW-Transporter donnerte vorbei, Punkmusik donnerte aus leistungsstarken Lautsprechern. Am Steuer erkannte Eddy einen abgeranzten Typen mit stacheligen Haaren, der eine Faust aus dem runtergekurbelten Fenster hielt und lautstark mitgrölte. Das Lied propagierte unverhohlen Gewalt gegen Polizeibeamte und sein rotziger Klang zerschnitt den behäbigen Vormittagsfrieden der Bullenvorstadt.
„Schüsse, Scherben, Kampf und Revolte", dröhnte es. „Hängt die Bullen auf und röstet ihre Schwänze!" Punkrock war kein gern gesehener Gast in Falkenhorst. Und ruhestörender Lärm war hier zu jeder Tages- und Nachtzeit verboten.
Plötzlich konnten die Softballspieler ihre eigenen Anfeuerungsrufe nicht mehr hören. Auf allen Gesichtern zeigte sich ein verächtliches Grinsen. Das Spiel kam zum Stillstand, und Eddy und die anderen legten ihre Fanghandschuhe beiseite und stellten ihre Bierflaschen ab. Manche umklammerten ihre Schläger fester. Die Cops hatten in der City tagtäglich mit solchem Abschaum aus der Gosse zu kämpfen, hier in ihrer Welt durfte es so etwas nicht geben. Soviel war mal klar. Viele der hier lebenden Bullen waren bei dem Einsatz in Kronach dabei gewesen. Sie hatten sich dort sinnlos die Beine in den Bauch gestanden und waren entsprechend sauer auf diese Scheißpunks. Der Besuch des Punkrockers mit seinem Wagen mutete in etwa so an, als wäre ein versprengter japanischer Soldat am Tag nach dem berüchtigten Blitzangriff allein durch Pearl Harbour spaziert.
Polizeimeister Kasupke sah durch das Fenster seines Büros, wie der VW die Straße entlang raste. Mehrere Wagen verfolgten ihn. „Was soll denn der Scheiß jetzt?", maulte er und nahm den Popcorneimer von seinem dicken Bauch, um aufzustehen. Eigentlich war Kasupke der Dorfsheriff von Falkenhorst, doch außer den Verkehr zu regeln und Strafzettel für Auswärtige auszustellen hatte er nicht viel zu tun. Die Citycops regelten Ruhe und Ordnung an diesem Fleck der Erde auf ihre Weise. Reifen quietschten, Angst und Rachgier lagen in der Luft. Kasupke konnte die Gesichter der Verfolger erkennen. Sie wirkten betrunken und wütend. Er erkannte den Ernst der Lage sofort, die Stimmung in seiner Stadt war äußerst gereizt. Dieser Punk hatte jetzt wohl nicht viel zu lachen, sie würden ihn kriegen. Hier könnten sie ihn sich richtig vornehmen, die Aufsichtsbehörde war Lichtjahre entfernt von Falkenhorst. Hier schrieben die Straßenbullen ihr eigenes Gesetz. Er erhob sich beunruhigt, ging zur Tür und streifte das Pistolenhalfter über.

„Auf dem gesamten potentiellen Absatzmarkt müssen möglichst flächendeckend und ganztägig Verkäufer präsent sein, damit das Produkt bekannt bleibt und möglichst bequem zu erwerben ist", sprach der Verkaufsleiter emotionslos. Die fest angestellten Mitarbeiter der linksradikalen Monatsschrift spürten die Folgen eines Auflagenrückgangs vom finanziellen Gesichtspunkt her betrachtet nur mittelbar. Rupert als Chefredakteur beispielsweise zahlte sich seinen Lohn selbst aus und fasste nebenher noch Fördermittel der EU für unabhängige Medienprojekte ab. Seit die Zeitschrift professionell geführt wurde, bescherte sie ihren Machern einen akzeptablen Lebensunterhalt. Bei den Verkäufern sah das selbstverständlich anders aus, die zahlten oft drauf und mussten deshalb angetrieben werden, aus Idealismus weiterzumachen. Das Ungleichgewicht zwischen den Redakteuren und den Verkaufenden war dadurch gewachsen, was nach Ruperts Überzeugen aber

schlichtweg den Notwendigkeiten des freien Marktes geschuldet war.
„Wir könnten im nächsten Monat bestimmt zehn Hefte mehr in Neukölln verkaufen", rief Osman, der in seiner schwarzen Harrington Bruder neben seinem Bruder Yilmaz saß.
„Super!" Rupert gähnte theatralisch gelangweilt. „Weiter, bitte."
„Der Grund für den Einbruch der Bilanzen ist der Rückgang der Anzeigenschaltungen seit einigen Monaten", betonte Klaus, der Leiter der Abteilung Marketing. „Ein Punkt, der daher in den Mittelpunkt gerückt ist, ist das Thema Werbung. Eine hohe Auflage ist noch keine Garantie für ein gutes Anzeigengeschäft. ‚Unsere Kunden sind doch keine Obdachlosen', höre ich immer wieder als Begründung der Geschäftswelt für Absagen. Manche Geschäftsleute nennen uns ein Pennerblatt, weil unsere Verkäufer oft wursthaarige Teenager oder stinkende Säufer sind. Deshalb werden sie auch immer wieder von privaten Sicherheitsdiensten verjagt. Wir sind aber auf Werbung existentiell angewiesen, wie jedes andere Unternehmen. Wer Werbung teuer verkaufen will, muss eben anbieten, was das konsumierende Publikum wünscht. Die Leute wollen keine Penner sehen, die Ihnen die Lust am Shopping verderben. Also müssen wir die Qualität unserer Mitarbeiterschaft aufwerten. Ich schlage vor, in besseren gesellschaftlichen Schichten zu werben und die Gossenvögel endlich raus zu schmeißen."
Ein leiser, aber kräftiger Beifall schlug dem Chefmanager der Kommunisten entgegen. Allen war klar, dass das öffentliche Erscheinungsbild der ‚Revolution' aufgewertet werden musste, wenn sich das Blatt langfristig am hart umkämpften Markt behaupten sollte. Erfolgreiche Akquisition von Werbekunden setzte nun einmal eine passable Außenwirkung voraus. Die in der Stadt stehenden Verkäufer durften nicht zu abgerissen aussehen oder gar Alkohol oder andere Drogen zu sich genommen haben. Nun beschloss das Gremium einstimmig, einige hundert Hartz—Kandidaten zu entlassen und stärker an Universitäten und in Cafés um Verkäufer zu werben.
„Was ist denn das für eine verfickte Scheiße!" Yilmaz war mit einem Satz aufgesprungen. „Habt Ihr Dauerstudenten denn kein bisschen Klassenbewusstsein? Das ist ja zum Kotzen, wie Ihr mit Euren eigenen Leuten umspringt. Mit Spießern wie Euch an der Spitze wird es nie eine Revolution geben, weil man dazu den Rasen betreten müsste." Er war außer sich.

„Sicherheitsdienst.", flüsterte Rupert gelassen in ein kleines Mikro vor sich auf dem Tisch. Sekunden später trat ein kräftiger, etwas untersetzter Herr im schwarzen Anzug aus der japanisch anmutenden Papierschiebetür zum Nebenraum. Seit er mit der Pferdeliebhaberin Tracy fest zusammen war, durfte sich Rupert hin und wieder ihren Bodyguard ausleihen.
„Die Herren möchten gehen. Würden Sie sie bitte nach draußen begleiten?", sprach Rupert leise und betont reserviert.
Wortlos griff der Gorilla in seine Jackettasche. Er zog einen wuchtigen Elektroschocker hervor und schritt auf die Skins zu, die augenblicklich rückwärts liefen.
„Verfluchte Wichser", knirschte Yilmaz hervor. „Ehrlose Verräter der Arbeiterklasse... Aaargh!"
Der Gorilla gab Yilmaz einen kurzen Schock. Als der Skinhead zum rechten Haken ausholte, gab er ihm noch einen weiteren an den Hals. Diesmal etwas länger. Der Boot Boy taumelte aus der Tür. Eine Note des Geruches verbrannter Haut blieb noch für einige Minuten im Raum zurück, als die Skins schon nach draußen verbracht worden waren.
„Gut gemacht, Genosse Vorsitzender", lobte der Verkaufsleiter.
„So bin ich eben: hart aber gerecht. Wenn ich einmal nicht mehr bin, werden euch die Imperialisten ersäufen wie einen Wurf junger Katzen." Er lachte.
Mit einem amüsierten Lächeln im Gesicht wandten sich die Marxisten wieder ihrem Plenum zu. „Der nächste Punkt, bitte."

Die Verfolgungsjagd endete in einer stillen Sackgasse. Mit kreischenden Bremsen kam der Transporter zum Stillstand. Das Gesicht des Fahrers wirkte verzerrt. So hatte Keule sich das nicht vorgestellt, als er vorhin sturzbesoffenen nach einer durchzechten Nacht noch mal losgezogen war, um etwas Rabatz zu machen. Sie hatten die erfolgreichen Chaostage gefeiert, doch irgendwann war Atze einfach eingepennt. Keule aber hatte noch Bock gehabt, irgendwas loszutreten. Jetzt saß er in der Scheiße. Die Musik dröhnte immer noch. In blauen und weißen Trikots, statt Uniformen, stiegen die Bullen aus ihren Autos, Baseballschläger in den Händen. Immer mehr Wagen kamen hinzu, aus nahen Häusern traten weitere Bullen. Es war, als wäre ein 10-13-Signal - Polizist braucht Hilfe - durch ein geheimes Funknetz in der Stadt verbreitet worden. Eddy lief ganz vorn und riss die Fahrertür auf.
„Verfickte Scheißbullen", lallte Keule, was ihm eine rechte Gerade von Eddy direkt ans Kinn



GLORY WHITE TRASH
Layer 7

Animals Wouldn't Do This

einbrachte. Ein Kollege hatte die Musik abgestellt und war schon dabei, das Handschuhfach zu durchsuchen. „Also, wo ist sie? Hast Du eine Scheißwaffe hier drin, Du Wichser?", schrie er ihn an. „Wenn ich mich an Deinen Drecksspritzen steche, dann bist Du dran!"
„Ich hab keine Waffe, und schon gar keine Spritzen", rief Keule. „Seh ich aus wie ein Scheißjunkie?" Der Bulle gab ihm zur Antwort eine Rückhand in die Fresse.
„Wir werden Dich schon klein kriegen, mein Freund", presste Eddy durch die ineinander verbissenen Zahnreihen. „Wenn wir mit Dir fertig sind, wirst Du froh sein, wenn Du machen darfst, was wir Dir sagen, Du Stück Scheiße. Du wirst lernen, das Gesetz zu respektieren."
„Ich bin Nihilist und daher ein Mensch, der sich vor keiner Autorität beugt, keinen Grundsatz anerkennt, und sollte derselbe auch noch so verbreitet sein", entgegnete Keule unerschrocken und stolz. Die Worte stürzten quasi aus seiner blutenden Fratze. Eddy antwortete mit einem weiteren, harten Schlag ins Gesicht des Punks. Hinter ihm stand etwa ein Dutzend wütender Bullen in bunten T-Shirts, die sich nichts mehr wünschten, als den Penner auf der Stelle zusammenzutreten.

Kasupke stieg einige Meter weiter aus seinem Streifenwagen und warf die Tür krachend zu. Er kraulte die buschigen Koteletten an seinem breiten Gesicht. Was würde er mit diesem Rotzlöffeln im Namen des Gesetzes tun müssen?
„Durchsuch sie, Kasupke!", brüllte Eddy den Dorfsheriff an. Kasupke setzte die verspiegelte Sonnenbrille auf, als er näher kam. Im Grunde hatte er es satt, dass ihn die Citycops rumschubsten und nicht als richtigen Bullen anerkannten. Er war für sie nur ein besserer Parkwächter.
„Hast Du nicht gehört, Kasupke?" Die Muskeln an Eddys Hals verkrampften sich, als er schrie. „Ich würde gern mein Wochenende fortsetzen und Du hast einen ausreichenden Grund, diesen besoffenen Junkie festzusetzen. Also sag ihm jetzt verflucht noch mal, dass er seine Hände aufs Wagendach legen soll!"
„Hände aufs Wagendach!" Kasupke parierte, weil er wusste, dass die Softballspieler diesen Lumpensack ansonsten zu Brei schlagen würden - und ihn wahrscheinlich gleich mit. Auch Keule war nunmehr klar, dass er keine Wahl hatte. Er saß definitiv in der Scheiße.

„Danke. Vielen Dank. Dieser Preis macht mich sehr glücklich und stolz. Ich weiß gar nicht was ich sagen soll...", mit einem Augenaufschlag wandte sie sich der Kamera zu. „Ich danke meinem Vater, ohne den ich das alles nicht erreicht hätte."
Die Fernsehkamera schwenkte kurz auf den Senior, der seiner Tochter wohlwollend applaudierte. Der Applaus setzte ein, Tracy lächelte und verneigte sich. Im Lichterspiel des mächtigen Kronleuchters flatterten grellrosa Flecken über die Designerkleider und dunklen Anzüge. Sie trug eine Creation von „Heatherette" mit aufregend tiefem Ausschnitt. Die Reportage über politische Gewalt war ihr karrieremäßiger Durchbruch gewesen, außerdem hatte sie damit den renommiertesten Journalistenpreis der Stadt abgesahnt. Ein Rollen wie von Lawinen erfüllte den Festsaal des Kongresszentrums, eine ungestüme Gewalt riss sie von der Erde fort und warf sie zum Himmel empor. Tracy verneigte sich nochmals und verließ die Bühne mit eleganten Tippelschritten.

„Eddy!", rief Fiebes, als er am Büro der Sitte vorbeikam. „Eddy! Ich hab was Geiles hier, das musste Dir ankieken, Alter!" Der Sexpolizist winkte aufgeregt.
„Fickfotos?", fragte Eddy gelangweilt. Er hatte selbst genug Pornobilder auf seinem Dienstrechner.
„Keine normale Ware. Ein janz feines Exemplar."

Langsam und etwas widerwillig betrat Eddy Neumann betrat das Büro.
„Mach die Tür hinter Dir zu.“ Fiebes wartete, bis die Tür im Schloss saß und fuchtelte dann aufgeregt mit den Armen. „Das hier hat ein Spanner in Mitte aufgenommen. Der Typ versorgt mich hin und wieder mit geilen Bildern.“ Fiebes zeigte auf den Monitor. Er strich sich mit der Zungenspitze über die Zähne und klickte ein Thumbnail an. Auf dem Bildschirm erkannte Eddy ein hoch auflösendes Foto von einer Braut, die an einem Dildo lutschte, während sie es sich von hinten besorgen ließ.
„Kennste den Typ?“, fragte Fiebes mit leuchtenden Augen. Er hatte Speichel in den Mundwinkeln. Eddy erkannte den Kerl. Das war niemand anders als Rupert Meier, der Chef der kommunistischen Postille ‚Revolution'.
„Zuerst dachte ich, das wäre was für Euch Jungs von der Politischen Abteilung und wollte es schon weiterleiten.“ Fiebes schaute nervös zur Tür. „Aber dann kam der Chef wutschnaubend hier rein geplatzt und hat mich angeschrienen, ich müsste das Bild sofort vernichten.“
„Warum das denn?“ Langsam begann die Sache, Eddy zu interessieren.
„Die Olle ist das Töchterchen des einflussreichsten Mannes der Stadt, mein Gutster.“, sagte Fiebes mit einem jovialen Grinsen.
„Die Tochter vom Senior...“, entgegnete Eddy leicht verwundert, „...lutscht an Dildos?“
„Exakt. Das ist die Tochter des Typen, der jedes Jahr zu Weihnachten einen kolossalen Schein für die Polizeigewerkschaft ausstellt und auch für die oberen Etagen hier gern mal ein paar Flöhe springen lässt. Deshalb darf ich die Bilder nicht verwenden. Hab nur noch meine privaten Kopien, von denen der Chef nix weiß.“ Er grinste.
„So ein Schrott! Du bist echt krank, Fiebes.“ Eddys Gesicht verriet, dass er angewidert war. Er drehte auf dem Hacken und verließ das Büro seines Kollegen. Schließlich hatte er wichtigeres zu tun: er musste diese Natascha fassen. Er schloss die Tür von außen.
„Bist hinter der Anarchobraut her, he?“, rief ihm Fiebes hinterher. „Diese Natascha. Scharfe Alte, mach mal nen paar Fotos für mich, wenn Du sie hast.“
Ein Schalter in Eddys Hirn wechselte unvermittelt auf Rot. Was bildete dieser Perverse sich eigentlich ein? Mit einem Tritt öffnete er die Tür wieder und sprang dem entsetzten Fiebes an die Gurgel.
„Ich stehe kurz davor, sie zu fassen. Aber merk Dir: Das ist meine Verdächtige!“, brüllte er den Lustmolch an. „Lass die Finger von Natascha, Du schmieriger Wurm!“
„Okay, okay.“, röchelte Fiebes. Sein Kollege war offenbar noch psychopatischer unterwegs als er dachte. „Ich fass sie nicht an, Deine Kleine.“ Eddy atmete schwer. Das Klingeln seines Handys schreckte ihn auf. Er stieß Fiebes fort, um es hervorzukramen. „Deepthroat“ meldete das Display. Er gab seinem Kollegen noch eine Gerade in die Fresse, nahm das Telefon ans Ohr und stürmte aus dem Büro.
„Die Braut lässt eh nur diesen Wichser Case ran, Du Idiot“, brummelte Fiebes, während er ein Taschentuch hervorkramte, um das Blut aus seinem Gesicht zu wischen. Offenbar war Neumanns Interesse an Natascha keineswegs nur dienstlicher Natur, der Bulle hatte sich in seine Tatverdächtige verknallt.

Tracy ging die Stufen zum Foyer hinab. Dort warteten sie mit Blumen. „Da ist sie ja!“, rief einer. Im Nu fiel sie auf die Erde zurück. Solange sie im Dunkeln saßen, unsichtbar, namenlos, wusste man nicht, wer sie waren. Doch wenn man sie einzeln vor sich sah, fühlte man sich armen, unbedeutenden Speichelleckern gegenüber. Alle sagten das, was sie sagen mussten: „Wirklich genial! Überwältigende Reportage!“, riefen ein Staatsminister und seine Frau, und ihre Augen leuchteten vor Begeisterung. Eine kleine Flamme, die im rechten Moment entzündet und sparsam wieder ausgelöscht wurde, wenn man sie nicht mehr brauchte. Auch Flora von der ‚Berliner Presse' umringten die Bewunderer. Sie hatten ihr Blumen mitgebracht und zündeten die kleinen Flammen an. Auch Flora hatte einen Preis für ihre wöchentliche Kolumne im Feuilleton erhalten.
Als wenn sie uns beide gleichzeitig verehren könnten, dachte Tracy empört, die Schwarze und die Blonde, jede abgeschlossen in ihrer Eigenart. Sie konnte Flora nicht leiden. Schon während des Studiums hatten sie miteinander konkurriert. Flora lächelte. Warum hinderte niemand diese Schlampe daran, so zu tun, als sie sei genauso talentiert und schön wie Tracy? Der Senior wartete auf sie in der Garderobe. Er umarmte sie stolz. „So gut wie heute warst Du noch nie“, sagte er.
„Zu gut für diese Dilettanten“, gab sie zurück.
„Sie haben tüchtig geklatscht“, bemerkte er.
„Oh, für Flora so gut wie für mich.“
Sie setzte sich an den Frisiertisch und begann, sich zu kämmen. Flora, dachte sie, kümmert sich nicht um mich, ich sollte mir ihretwegen auch keine Gedanken machen. Aber sie machte sich Gedanken und hatte sogar im Mund einen

bitteren Geschmack davon.
„Bist Du denn immer noch mit diesem dahergelaufen Kommunisten zusammen?“ Die Stimme des Seniors klang ernsthaft besorgt. „Willst Du nicht langsam jemand vorzeigbaren suchen? Es wird Zeit für Dich, endlich zu heiraten.“
„Ja, Daddy“, gab sie lächelnd zurück und er legte wieder diese verzweifelte Mine auf, die sie so gern mochte. Ihr Vater machte sich Sorgen um sie, und vor allem um das Familienvermögen, das er ihr eines Tages vererben würde.
„Stimmt es, dass Eugen hier ist?“, fragte sie, um abzulenken.
„Ja. Er ist mit dem Acht-Uhr-Zug aus München gekommen. Offenbar will er das Wochenende mit Flora verbringen.“
Sie erhob sich und ließ ihr Kleid auf den Boden fallen. Sie machte sich nichts aus dem milchgesichtigen Millionärssöhnchen Eugen, fand ihn sogar ein bisschen lächerlich. Aber irgendwas störte sie daran, dass diese Ziege Flora ihren Spaß mit dem Typen hatte.
„Unter den Linden gibt Galactical Music einen Empfang heute Abend. Die gesamte High Society erwartet uns dort. Irgendeine Popgruppe kriegt eine Goldene Schallplatte verliehen. Möchtest Du hingehen?“, fragte der Senior.
„Aber gewiss doch. Gehen wir hin, Daddy.“

Eddy drückte aufs Gas. Das Koks brannte in seiner Nase, offenbar schlechter Stoff, gestreckt mit billigem Amphetamin. Aber wenigstens brachte es sein Hirn auf Hochtouren. Er verzichtete darauf, die Warnleuchte aufs Dach zu stellen und mit heulenden Sirenen durch den dichten Verkehr zu jagen. So würde sie ihn nur kommen hören. Eine Ampel sprang auf Rot. Mit quietschenden Reifen wechselte er die Spur, um rechts abzubiegen. Ein kleiner Umweg. Er musste ständig in Bewegung bleiben. Es musste schnell gehen. Eddy brauchte grüne Ampeln. Doch wie sollte er die kriegen? Gar nicht. Das war im Verkehr genauso wie im Leben. Also musste er an jeder Kreuzung nach einer Alternative suchen.
Deepthroat hatte ihn mit Infos gefüttert. Der große Unbekannte hatte ihm Nataschas Versteck verraten. Jetzt war er auf dem Weg zu ihr. Endlich! Er würde sie kriegen. Während er an der nächsten Kreuzung wieder nach links drehte, dachte er an ihre Beine. In Gedanken glitten seine Augen ihren Körper hinauf. Er spürte schon wieder den Ständer in seiner Hose. Aufbrausende Sexualhormone in Kombination mit Aufputschmitteln verdrehten sein Bullenhirn. Was wäre so schlimm daran, wenn sie einmal ...? Vielleicht mochte sie ihn ja auch? Schließlich war er ein Mann und sie eine Frau. Warum sollte das verboten sein? Nur ein einziges Mal. Eddy begann, mit der Rechten an seinem Liebesmuskel zu reiben, während er den Wagen mit der linken Hand steuerte.
„Oh Natascha!“, stöhnte der Cop, als er in seine Unterhose spritzte.

Ein leuchtend roter Teppich wies ihnen den Weg hinein in die alte preußische Kommandantur, eine der feinsten Adressen der Hauptstadt. Als Tracy eintrat, untergehakt beim Senior, sah sie ihre Rivalin mit den üblichen Verdächtigen aus Rundfunk und Journaille an einem Tisch sitzen. Eugen hatte den Arm um Flora gelegt, er hielt sich sehr gerade in seinem eleganten Anzug und sah sie mit tiefen Blicken an. Flora lächelte und zeigte ihre schönen Kinderzähne. Tracy nahm an der Seite ihres Vaters Platz.
Eugen täuscht sich, dachte sie, und Flora täuscht sich auch. Sie ist ein kleines Mädchen ohne wahres Genie, kein Vergleich zu mir. Aber wie das beweisen? Flora fühlt in sich die selbe Sicherheit wie ich. Sie kommt aus gutem Hause und ihre Karriere ist ebenso steil wie die meine. Sie macht sich über mich keinerlei Gedanken, während sie tiefe Wunden in mein kleines Herzchen reißt. Ich werde es allen beweisen, dachte sie leidenschaftlich.
Sie fingerte den kleinen Spiegel aus ihrer Handtasche und zog den Bogen ihrer Lippen nach. Sie hatte das Bedürfnis, sich im Spiegel zu sehen. Sie liebte ihr Gesicht. Sie liebte den lebendigen Ton ihrer blonden Haare, die stolze Strenge der Nase, die sie von ihrem Vater geerbt hatte, und überhaupt alles an sich. Ach, dachte sie, könnte ich doch aus zwei Menschen bestehen und mich immerzu mit mir selbst unterhalten. Sie schloss ihre Handtasche und dachte daran, dass Millionen anderer Frauen weltweit in der gleichen Minute ihrem eigenen Gesicht zulächelten.

Auf der Bühne bekamen irgendwelche zusammengecasteten Popsternchen einen Preis verliehen. Pah, dachte sie, was ist das schon im Vergleich zu einem Journallistenpreis? Nach der Verleihung spielten die Nachwuchsstars ein paar Titel aus ihrem Repertoire, scheußlich kitschige Songs für Ignoranten, und einige Leute begannen zu tanzen.
„Es ist bereits spät, Schatz.“, verabschiedete sich der Senior von seiner über alles geliebten Tochter. „Bitte bleib auch nicht zu lang.“
„Bestimmt nicht, Daddy.“ Breit lächelnd winkte sie ihm zu, als er zügigen aber festen Schrittes verschwand.

Flora und Eugen waren aufgestanden, sie tanzten. Sie tanzten schlecht, aber sie wussten es nicht und wirkten glücklich dabei. In ihren Augen stand Liebe, zwischen ihnen spielte sich das große Drama der Menschen ab. Tracy überlegte, ob sie dieses Gefühl je für irgendjemanden verspürt hätte. Aber ihr fiel niemand ein außer ihrem Vater und einem Lipizzanerhengst. Sie grub ihre künstlichen Nägel tief in die Handflächen. Kein Preis, kein Erfolg, kein Triumph konnte ungeschehen machen, dass in diesem Augenblick Flora in Eugens Augen zu höchster Glorie erstrahlte. Tracy bemerkte den lodernden Hass und die Eifersucht, die langsam in ihr aufstiegen und nach und nach Besitz von ihrem Denken ergriffen.

Eddy hatte ein schlechtes Gewissen, als er vor dem Haus stand, in dem Natascha wohnte. Außerdem war seine Unterhose immer noch feucht, der Samen trocknete langsam an. Warum war er nur so schroff zu ihr gewesen? Ob sie ihm verzeihen würde? Gedämpftes Licht drang aus einem Fenstern und verriet, dass jemand zu Hause war. Er pfiff leise vor sich hin, um seine Nervosität zu überspielen und schlich um das Gebäude. Es war ein wunderbarer Herbstabend. Eddy hatte einen Plan. Zuerst musste er Natascha natürlich festnehmen, schließlich würde sie ihm sonst wieder abhauen. Doch der Cop hatte ihr einen großartigen Vorschlag zu machen. Auf der Fahrt hierher hatte er alles durchdacht. Mit seinen Kontakten könnte er ihr einen Platz im Zeugenschutzprogramm anbieten. Sie würde eine neue Identität erhalten. Sie würde dankbar sein, dass er sie vor einer härteren Strafe beschützte. Sie würde sich in ihn verlieben. Natürlich müsste sie gegen Case aussagen, das war klar. Sobald der verknackt wäre, könnte sie zu ihm nach Falkenhorst ziehen und die Mutter seiner Kinder werden.
Der Bulle ging in seinem vollgedröhnten Zustand tatsächlich davon aus, dass Natascha auf ihn stehen könnte, wenn sie ihn erst richtig kennen würde.
Ihre Wohnung lag im Erdgeschoss. Er entschied sich für ein Fenster, hinter dem kein Licht brannte. Es war eines jener altmodischen Flügeldinger. Im Nu hatte er es eingedrückt und kletterte hinein. Licht drang aus der angelehnten Tür des Schlafzimmers. Er versuchte sich vorzustellen, wie Natascha leicht bekleidet in ihrem Bett lag und schlief. Sie wartete dort auf ihn, ihren Traumprinzen, ohne es zu wissen. Auf leisen Sohlen schlich er hinüber.
Ein Stöhnen schreckte den Bullen auf. Leicht verwirrt blickte er durch den schmalen Schlitz ins Zimmer und erkannte Nataschas nackten, wohlgeformten Rücken, der sich gefühlvoll auf und ab bewegte. Ahhrgh! Die Kinnlade fiel ihm aus dem Gesicht, als er erkannte, dass die Frau seiner feuchten Träume keineswegs allein war. Sie fickte mit einem anderen Kerl! Das war dieser verfluchte Case, mit dem sie ihn betrog. Die Fratze kannte er aus den Akten. Äderchen platzten an den Schläfen des Cops und seine Augäpfel traten hervor. Er war schockiert und angewidert. Diese Schlampe! Nach allem, was er für sie tun wollte, hinterging sie ihn so schamlos. Eddy bemerkte nicht, dass er totalen Schwachsinn zusammendachte, er war offenbar vollkommen durchgeknallt vor unerwiderter Begierde. Er presste den Atem aus seinen Lungenflügeln, versuchte sich zu beruhigen. Der Anblick widerte ihn an, doch konnte er die Augen nicht von ihrem Körper nehmen. Natascha beugte sie sich etwas nach vorn und küsste Case, während sie das Tempo erhöhte. Eddy stand wie angewurzelt hinter der Tür. Das war zuviel! Jetzt musste er handeln. Seine Knöchel färbten sich weiß, als seine Hand den Griff der Dienstwaffe umklammerte. Er stürmte vor, blindwütig vor Eifersucht. Mit der Schulter rammte er die Schlafzimmertür auf. Er würde diesen Ficker mit einem aufgesetzten Kopfschuss erledigen.
Natascha erkannte die vollkommen verzerrte, rotglühende Bullenfratze im Augenwinkel. Blitzschnell griff sie zu der schallgedämpften Knarre auf ihrem Nachttischchen und feuerte eine Kugel direkt zwischen die meterweit hervorstehenden Augäpfel des Irren. „Bjong!"
„Hm?" Case stutze etwas, als er den Aufschlag des leblosen Körpers neben sich hörte. Mit einem sanften Druck drehte Natascha sein Gesicht zu ihr.
„Darum können wir uns später kümmern, Darling", sagte sie sanft, und Natascha und Case jagten gemeinsam hinauf auf jenen Gipfel, von dem zwei Menschen nie gemeinsam zurückkehren konnten. Multiple Orgasmen schüttelten ihre exstatischen Leiber und ließen sie den toten Bullen vollkommen vergessen.

Tracy vertrieb sich die Zeit mit Smalltalk und Longdrinks. Langsam lockerten die anwesenden Repräsentanten der Oberschicht ihre Krawatten. Mittlerweile hatte ein DJ die musikalische Untermalung übernommen. Das Licht wurde gedämpft. Ein Senator, der offenbar ein wenig zu viel des kostenlos gereichten Chardonnay gekippt hatte, kotzte hinter den Nachbartisch und Tracy wusste, was der weitere Verlauf der Party bringen würde. Schallendes Gelächter drang von irgendwo zu ihr und der Geruch von Marihu-

ana schwappte herüber. Ein angesehener Chemiefabrikant hatte gerade eine fette Tüte angezündet. Einige leicht bekleidete Mädels, die offensichtlich nicht zur High Society gehörten und von irgendeiner halbseidenen Begleitagentur geschickt worden waren, kamen kichernd vom Klo und wischten sich weißes Pulver aus den Nasenlöchern. Der DJ wechselte den Sound und spielte nun Ballermannhits statt seichter Loungemusik, was die Stimmung erheblich steigerte.
„Ein Bett im Kornfeld...", grölte der Plattenproduzent, der die Party schmiss, nur einige Tische von Tracy entfernt und zog eine Tüte grell bunter Pillen hervor. Irgendwo zündelte eine Crackpfeife. Ein wasserblondes Partyluder schüttete Jack Daniels aus der Flasche in die singenden Hälse einiger Industrieller, die bündelweise Geldscheine in ihren BH stopften. Doch wo waren Flora und Eugen? Sie entschied sich, zum Klo zu gehen und dabei Ausschau nach den beiden zu halten.
„Das ist ja widerlich! Was für eine grässliche Party. Wir gehen jetzt sofort!", hörte sie Flora im Foyer.
„Aber das ist eine gute Gelegenheit, Kontakte zu den ganz großen Tieren im Business zu knüpfen. Warum willst Du Dir das entgehen lassen?", fragte Eugen.
„Weil das eine widerliche Orgie ist. Wenn Du bleiben willst, dann bitte. Ich gehe!" Flora drehte sich um und stolzierte auf ihren hochhackigen Versace Pumps zur Tür. Eugen blieb zurück, und Tracy beeilte sich, zur Toilette zu kommen, damit er sie nicht entdeckte.
Als sie wieder in den Saal kam, tanzte ein Staatsminister ohne Hose auf der Bühne herum. Er sprang mit breitem Grinsen um den DJ und masturbierte dabei. Der Plattenunterhalter legte ungerührt den nächsten Titel auf, während die Frau des Ministers mit zwei jungen Typen tanzte, die wie lackierte Dressmen aussahen. Tracy setzte sich zu Eugen, der allein und etwas zerknirscht an einem Tisch in der hintersten Ecke saß.
„Eine grässliche Party, nicht wahr?", fragte sie mit dem naivsten Grinsen ihres Repertoires.
„Ja, genau.", sagte er zaghaft. „Aber vielleicht liegt es auch an mir. Ich habe heute nicht die beste Laune."
„Ist Flora schon gegangen?"
„Ja."
„Wie schade. Sie ist mir von allen Kolleginnen die Liebste", heuchelte sie. „Und überaus talentiert."
„Ich bin sicher, dass Ihr beide ganz ungewöhnlich Karriere machen werdet."
„So viel Leute machen Karriere!", gab Tracy zurück.
Er lachte: „Du bist aber anspruchsvoll."
„Ja. Das ist mein Laster."
„Oder eine Tugend."

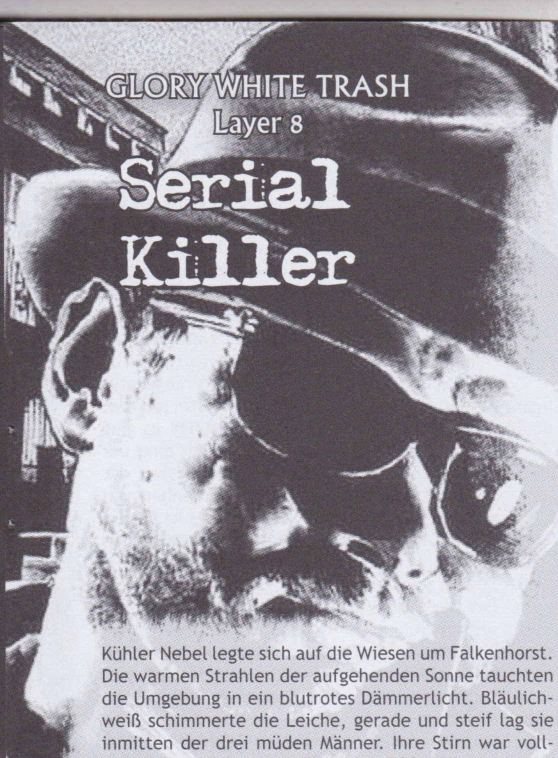
Der Minister war mittlerweile vollkommen nackt und hatte sich vor das DJ-Pult gehockt, um auf die Bühne zu scheißen. Die ausgelassene Meute auf der Tanzfläche applaudierte ihm grölend. Einige Damen am Buffet begannen, sich gegenseitig mit Kaviar zu bewerfen. Maßlos, doch nur unter sich, gaben sie sich die Blöße und zeigten ihr wahres Gesicht. Die Frau des Ministers hatte den beiden Typen mittlerweile ihre Designerhemden ausgezogen. Einer trug ihren Tanga auf dem Kopf. Eugen blickte Tracy unterdessen auf eine freundschaftliche Weise an, und das war schlimmer, als hätte er sie verächtlich angesehen. Er sah sie, schätzte sie ab und dachte an Flora dabei. Jetzt war es Zeit für eine Lektion. Tracy wusste, was zu tun war. Sie griff nach seinem Jackett und zog ihn näher zu sich. Als er verdutzt schaute, lies sie ihre Hand über seinen Oberkörper in den Schritt wandern. Sie bemerkte, wie sein Schwanz steif wurde und lächelte genüsslich. Tracy verlor keine Zeit, seine Hose zu öffnen, um seine Fleischpeitsche rauszuholen. Sie registrierte seinen hilflosen Blick, als sie den Schaft zu reiben begann. Leise resignierend stöhnte er auf.

Der Minister kniete unterdessen vor dem DJ und nahm dessen Liebesmuskel tief in den Mund, um zärtlich daran zu saugen. Langsam erhöhte er das Tempo und sein Kopf schnellte vor und zurück. Seine Frau tanzte auch nicht mehr, sondern war mit einem der Dressmen auf einem Tisch zugange. Sie waren zu einer 69er-Position verknotet. Mit einer schnellen Bewegung richtete sie ihren Oberkörper auf und saß nunmehr auf dem Gesicht des Typen, der eifrig leckte. Der Andere stand nackt vor ihr und rieb an seinem riesigen Schwanz. Die Ministergattin wies ihn an, auf die Bühne zu gehen, um es ihrem Mann von hinten zu besorgen. Der Plattenproduzent schrie „Gude Laune, Leute!" und schüttete eine Tüte Koks auf den Teller vor sich, während er auf die nackten Brüste des Partyluders spritzte.

Eugen stöhnte. Als Tracy bemerkte, dass er kurz vorm Abspritzen war, glitt ihre Hand schnurstracks wieder an ihm hoch, und sie begann, ihn innig zu küssen. Willenlos ließ er es geschehen. „Komm mit zu mir!", kommandierte sie und Eugen gehorchte ihr, ohne zu zögern oder einen weiteren Gedanken an Flora zu verschwenden. Er hörte auch nicht den lauten Schrei des Ministers von der Bühne.

GLORY WHITE TRASH
Layer 8

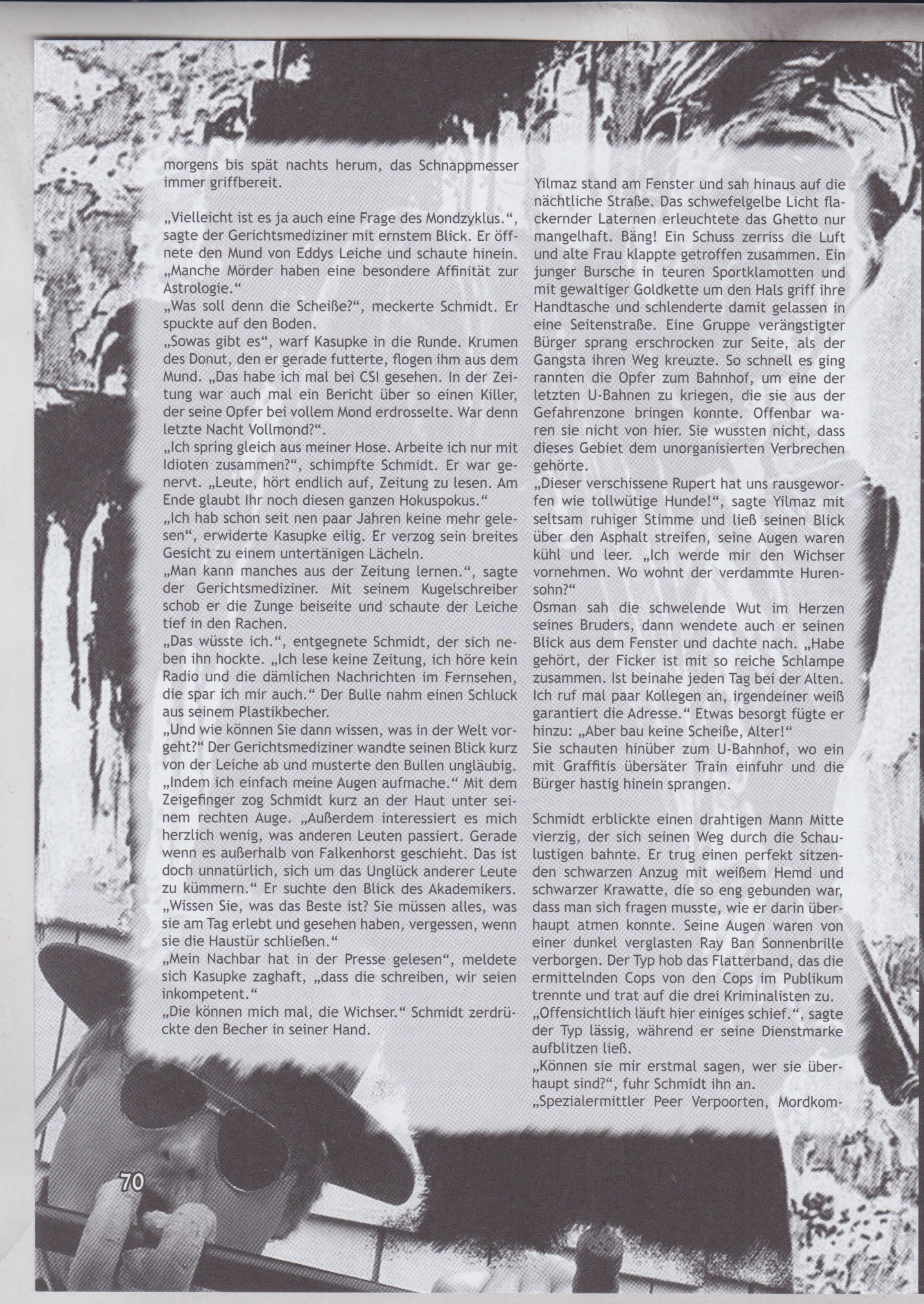
Serial Killer



Kühler Nebel legte sich auf die Wiesen um Falkenhorst. Die warmen Strahlen der aufgehenden Sonne tauchten die Umgebung in ein blutrotes Dämmerlicht. Bläulich-weiß schimmerte die Leiche, gerade und steif lag sie inmitten der drei müden Männer. Ihre Stirn war vollkommen zertrümmert, Teile von Eddys Hirn ergossen sich in das saftig grüne Gras.

Dr. Geisler, der Gerichtsmediziner, hatte Eddy ein Thermometer in das Einschussloch in seiner Stirn geschoben. Er zog es heraus, sah die Polizisten an, dann steckte er das Thermometer in eine Hülle und begutachtete die Wunde.
„Er ist vor sechs bis acht Stunden irgendwo anders ermordet und danach hier abgelegt worden.", sagte der Gerichtsmediziner emotionslos. Er war ein hagerer Mann mit verkniffenem Akademikergesicht. Neben ihm standen Inspektor Schmidt und Kasupke, der örtliche Polizist von Falkenhorst.
„Selbstverständlich!", entfuhr es Inspektor Schmidt. „Sie dachten doch nicht etwa, der Mörder käme aus meiner Stadt? Natürlich hat das Schwein die Leiche von außerhalb hierher gebracht." Der Gedanke, dass dieser grausame Polizistenmord in Falkenhorst hätte geschehen sein können, widerte ihn an. Schmidts Trenchcoat wirkte zerknittert. Er nippte an seinem schwarzen Kaffee mit Zucker und rieb die geröteten Ränder seiner Augen. Hinter gelbem Flatterband drängten sich die Schaulustigen. Eine Neuigkeit machte in Falkenhorst schnell die Runde. Eddys Leiche war vor einer halben Stunde vom Postboten kurz hinter dem Ortsschild entdeckt worden. Er hatte sofort Schmidt angerufen. Schmidt war nicht nur Inspektor der Mordkommission, sondern auch der Bürgermeister von Falkenhorst. Seine guten Kontakte hatten es vor einigen Jahren überhaupt möglich gemacht, die Fertighaussiedlung für Polizisten im Speckgürtel Berlins zu errichten. Er war stolz darauf, Bürgermeister der Stadt mit der niedrigsten Kriminalitätsrate des ganzen Landes zu sein.

Der Wind pfiff eisig durch die verlassenen Häuserschluchten. Die Straße dieses Teils von Nord-Neukölln gehörte den Öcalan Gay Skins. Yilmaz und Osman schritten in einer Front mit ihren jugendlichen Straßenkämpfern. Sie trugen perfekt sitzende Harringtons und blaue Jeans. Ihr zu Hause war das Ghetto – ein Krisengebiet so radikal wie Afghanistan - und darauf waren sie stolz. Die Stiefel der Skins schlugen auf den Asphalt, irgendwo peitsche ein Schuss über die Straße. Die Menschen hier hatten Frust und Hunger, Überfälle waren an der Tagesordnung, Sozialarbeiter gingen voller Angst zur Arbeit, Penner sammelten tagsüber japanische Elektrogeräte in den Straßenschluchten und wärmten sich nachts an brennenden Ölfässern. Heroin gab es hier am Kiosk der Grundschule, selbst Lebensmittelgeschäfte waren mit dicken Gitterstäben gesichert. Verbrecher aus anderen Bezirken der Stadt trauten sich schon lange nicht mehr in diese Gegend, die die kurdischen Skins ihr Zuhause nannten.
Deutschsprachiger Hip Hop dröhnte aus einem hochgetuneten 7er BMW, der vorbei rauschte. Die Öcalan Gay Skins bevorzugten altmodischen Oi! Und Skinhead Reggae. Als Redskins waren sie Teil des antiimperialistischen Kampfes des kurdischen Volkes um Befreiung. Zumindest sahen sie selbst das so. Sie waren aus einer Abspaltung der PKK-nahen Öcalan Skins hervorgegangen, um gegen homophobe Tendenzen in der kurdischen Redskinszene Berlins zu protestieren. Einige der heutigen Mitglieder waren eigentlich gar nicht schwul, aber sie lebten in derselben Straße wie Yilmaz und Osman, deshalb hatten sie sich angeschlossen. Man brauchte eine Gang in dieser Gegend. Sonst konnte man sich seines Lebens nicht sicher sein, denn es regierte das Verbrechen. Und keiner tat etwas dagegen. Der Staat hatte sich hier schon längst zurückgezogen. Besonders abends. Wenn es dunkel wurde, waren junge Brandstifter unterwegs und sorgten für Beleuchtung. Was sollten sie auch sonst tun, in Neukölln war Endstation, nichts los außer den ewigen Schießereien. Die Kids lungerten von



morgens bis spät nachts herum, das Schnappmesser immer griffbereit.

„Vielleicht ist es ja auch eine Frage des Mondzyklus.", sagte der Gerichtsmediziner mit ernstem Blick. Er öffnete den Mund von Eddys Leiche und schaute hinein. „Manche Mörder haben eine besondere Affinität zur Astrologie."
„Was soll denn die Scheiße?", meckerte Schmidt. Er spuckte auf den Boden.
„Sowas gibt es", warf Kasupke in die Runde. Krumen des Donut, den er gerade futterte, flogen ihm aus dem Mund. „Das habe ich mal bei CSI gesehen. In der Zeitung war auch mal ein Bericht über so einen Killer, der seine Opfer bei vollem Mond erdrosselte. War denn letzte Nacht Vollmond?".
„Ich spring gleich aus meiner Hose. Arbeite ich nur mit Idioten zusammen?", schimpfte Schmidt. Er war genervt. „Leute, hört endlich auf, Zeitung zu lesen. Am Ende glaubt Ihr noch diesen ganzen Hokuspokus."
„Ich hab schon seit nen paar Jahren keine mehr gelesen", erwiderte Kasupke eilig. Er verzog sein breites Gesicht zu einem untertänigen Lächeln.
„Man kann manches aus der Zeitung lernen.", sagte der Gerichtsmediziner. Mit seinem Kugelschreiber schob er die Zunge beiseite und schaute der Leiche tief in den Rachen.
„Das wüsste ich.", entgegnete Schmidt, der sich neben ihn hockte. „Ich lese keine Zeitung, ich höre kein Radio und die dämlichen Nachrichten im Fernsehen, die spar ich mir auch." Der Bulle nahm einen Schluck aus seinem Plastikbecher.
„Und wie können Sie dann wissen, was in der Welt vorgeht?" Der Gerichtsmediziner wandte seinen Blick kurz von der Leiche ab und musterte den Bullen ungläubig.
„Indem ich einfach meine Augen aufmache." Mit dem Zeigefinger zog Schmidt kurz an der Haut unter seinem rechten Auge. „Außerdem interessiert es mich herzlich wenig, was anderen Leuten passiert. Gerade wenn es außerhalb von Falkenhorst geschieht. Das ist doch unnatürlich, sich um das Unglück anderer Leute zu kümmern." Er suchte den Blick des Akademikers. „Wissen Sie, was das Beste ist? Sie müssen alles, was sie am Tag erlebt und gesehen haben, vergessen, wenn sie die Haustür schließen."
„Mein Nachbar hat in der Presse gelesen", meldete sich Kasupke zaghaft, „dass die schreiben, wir seien inkompetent."
„Die können mich mal, die Wichser." Schmidt zerdrückte den Becher in seiner Hand.

Yilmaz stand am Fenster und sah hinaus auf die nächtliche Straße. Das schwefelgelbe Licht flackernder Laternen erleuchtete das Ghetto nur mangelhaft. Bäng! Ein Schuss zerriss die Luft und alte Frau klappte getroffen zusammen. Ein junger Bursche in teuren Sportklamotten und mit gewaltiger Goldkette um den Hals griff ihre Handtasche und schlenderte damit gelassen in eine Seitenstraße. Eine Gruppe verängstigter Bürger sprang erschrocken zur Seite, als der Gangsta ihren Weg kreuzte. So schnell es ging rannten die Opfer zum Bahnhof, um eine der letzten U-Bahnen zu kriegen, die sie aus der Gefahrenzone bringen konnte. Offenbar waren sie nicht von hier. Sie wussten nicht, dass dieses Gebiet dem unorganisierten Verbrechen gehörte.
„Dieser verschissene Rupert hat uns rausgeworfen wie tollwütige Hunde!", sagte Yilmaz mit seltsam ruhiger Stimme und ließ seinen Blick über den Asphalt streifen, seine Augen waren kühl und leer. „Ich werde mir den Wichser vornehmen. Wo wohnt der verdammte Hurensohn?"
Osman sah die schwelende Wut im Herzen seines Bruders, dann wendete auch er seinen Blick aus dem Fenster und dachte nach. „Habe gehört, der Ficker ist mit so reiche Schlampe zusammen. Ist beinahe jeden Tag bei der Alten. Ich ruf mal paar Kollegen an, irgendeiner weiß garantiert die Adresse." Etwas besorgt fügte er hinzu: „Aber bau keine Scheiße, Alter!"
Sie schauten hinüber zum U-Bahnhof, wo ein mit Graffitis übersäter Train einfuhr und die Bürger hastig hinein sprangen.

Schmidt erblickte einen drahtigen Mann Mitte vierzig, der sich seinen Weg durch die Schaulustigen bahnte. Er trug einen perfekt sitzenden schwarzen Anzug mit weißem Hemd und schwarzer Krawatte, die so eng gebunden war, dass man sich fragen musste, wie er darin überhaupt atmen konnte. Seine Augen waren von einer dunkel verglasten Ray Ban Sonnenbrille verborgen. Der Typ hob das Flatterband, das die ermittelnden Cops von den Cops im Publikum trennte und trat auf die drei Kriminalisten zu.
„Offensichtlich läuft hier einiges schief.", sagte der Typ lässig, während er seine Dienstmarke aufblitzen ließ.
„Können sie mir erstmal sagen, wer sie überhaupt sind?", fuhr Schmidt ihn an.
„Spezialermittler Peer Verpoorten, Mordkom-

mission der Politischen Abteilung"
„Tatsächlich?" Schmidt wirkte unbeeindruckt. Schon wieder so ein Sesselfurzer, der alles besser weiß, dachte der Straßenbulle.
„Der große Killerjäger?", Kasupke streckte ihm begeistert die Hand entgegen. „Ich habe ihre Bücher über Täterprofile gelesen. Sie sind ein Genie bei der Ergreifung von Serienkillern."
„Genauso ist es." Peer Verpoorten ignorierte Kasupkes Hand und trat an die Leiche heran. Er wandte sich an den Inspektor. „Und sie sind wahrscheinlich Inspektor Schmidt?"
„Das ist richtig." Der Kripomann musterte den Schlipsträger eingehend. „Was soll das heißen ‚Hier läuft einiges schief'? Wir machen gute Polizeiarbeit in Falkenhorst."
„Ich interessiere mich nur für den Killer. Neunzig Prozent von dem, was ich sage, betrifft ihn." Verpoorten rückte seine Ray Ban zurecht. „Zum Beispiel, wenn ich sage, ihm scheint offensichtlich der Durchblick zu fehlen, er ist unfähig, voraus zu denken, er handelt ohne einen Plan entwickelt zu haben. Wenn ich das sage, dann spreche ich nur über den Killer, nicht über Sie, meine Herren."
Schmidt schaute entgeistert, Kasupke grinste dämlich. Verpoorten wendete sich der Leiche zu, setzte die Ray Ban ab und seine Brille auf, während er sich neben den toten Eddy hockte. Aufmerksam musterte er den Einschuss.
„Dieses Opfer wird nicht das letzte sein.", hob Verpoorten an. „Die Handschrift des Mörders verrät eindeutig, dass wir es hier mit einem Serienkiller zu tun haben. Es wird noch viele Tote geben, meine Herren."
„So ein Quatsch!", entglitt es Schmidt. „das ist ein ganz normaler Mord, es gibt hier keinen Serienkiller. Wahrscheinlich ist Eddy von irgendwelchen Terroristen erschossen worden."
„Nein, Ich spüre, dass wir es mit einem intelligenten, bösen Einzeltäter zu tun haben. Denken Sie an meine Worte: Er wird immer aggressiver werden. Mit jedem Mord wird er brutaler vorgehen."
„Also, ist er krankhaft veranlagt?", fragte Kasupke interessiert und hockte sich neben Verpoorten.
„Nicht ganz." Der Sonderermittler zog eine elegante silberne Pinzette aus der Innentasche seines Jacketts. Er hob ein kurzes Haar von der Kleidung des Opfers an und betrachtete es. „Aber er tötet seine Opfer nicht aus sexuellen Gründen, das ist irgendwie beunruhigend." Er roch an dem Haar. „Ich fürchte, er tötet nur, um zu töten." Mit einem tiefen Blick übergab er das Haar dem Gerichtsmediziner, der es eilig in einen Plastikbeutel steckte. „Solche Täter sind schwer zu fassen." Verpoorten musterte den Mediziner, der das Haar in seinem Beutel betrachtete. „Ein Triebtäter scheint er eher nicht zu sein."
„Also ist er der Teufel in Person", Kasupke war überwältigt.
„Ja genau." Verpoorten schaute zu Kasupke. „Haben Sie mal daran gedacht, zur Mordkommission zu wechseln?" Das Gesicht des Dorfsheriffs leuchtete auf.
„Pah!", schrie Schmidt dazwischen. „Super. Er ist der genialste Kriminalist, den die Welt kennt."
„Keine Angst" Der Sonderermittler Peer Verpoorten war aufgestanden. Er hob die Hand, um den aufgebrachten Inspektor zu beschwichtigen. „ich übernehme Ihren Fall nicht. Ich bin nur inoffiziell hier in ihrer Stadt. Ich möchte gerne helfen, wenn ich es kann." Er nahm die Brille ab und setzte die Sonnenbrille wieder auf. „Wissen Sie, ich habe schon unzählige dieser kranken Schweine zur Strecke gebracht. Ich würde gerne Einblick in die Akten zu diesem Fall nehmen und erwarte von Ihnen umfassende Kooperation. Und nun, meine Herren, entschuldigen Sie mich bitte. Ich muss jetzt gehen, ich habe Termine." Der Sonderermittler machte auf dem Hacken kehrt und lief geraden Schrittes davon.
„Diese arroganten Ärsche von der Politischen Abteilung", brummte Schmidt.
„Für jemanden, der sagt, er will den Fall nicht übernehmen, klang er, als hätte er ihn schon", sagte der Gerichtsmediziner. Er steckte den Beutel mit dem Haar in seine Tasche.
„Ich bin fassungslos. Der große Killerjäger kommt in unser kleines Kuhkaff", sagte Kasupke mit leuchtenden Augen. Er schaute noch immer in die Richtung, in die der Sonderermittler verschwunden war.
„Der Typ kocht auch nur mit Wasser.", presste Schmidt hervor. „Serienkiller? So ein Quatsch!"

Yilmaz stand an der Ecke, wartend. Adrenalin kochte in seinen Adern. Ihm war heiß, trotz des nasskalten Windes, der durch die nächtliche Straße fegte. Er starrte auf den Hauseingang. Der Anführer der Öcalan Gay Skins hatte beschlossen, das Problem mit dem selbstherrlichen Klassenverräter Rupert ein für allemal zu klären. Er würde einfach vor Tracys Wohnung warten, irgendwann müsste das Arschloch ja auftauchen.
Gerade beobachtete er ein paar Typen in weiten Klamotten die einen geräumigen und ziemlich schweren Koffer in den Park zerrten. Sicher eine Gang, die ihr letztes Opfer entsorgen

wollte - alltägliche Sache in Berlin. Da rauschte ein Taxi heran. Eine aufgetakelte Alte huschte schnell zum Hauseingang, ein groß gewachsener Typ hinterher. Kurz darauf gingen die Lichter hinter Tracys Fenstern an. „Alles klar." Yilmaz wusste, was nun zu tun war. Er war wild entschlossen, hier ging es um die Ehre der Arbeiterklasse.

Minuten später: Yilmaz keuchte, denn er hatte die Treppe genommen. Mit einem wuchtigen Tritt öffnete er die Wohnungstür, die scheppernd gegen die Wand schlug. Gleichzeitig zog er eine doppelläufige, abgesägte Schrotflinte unter seinem Mantel hervor. Lautes Stöhnen kam ihm aus dem Schlafzimmer entgegen, das Paar hatte ihn anscheinend nicht bemerkt. Er erkannte einen schemenhaften Umriss zuckender Leiber durch die halboffene Tür und legte an. „Stirb, Du Hund!" Ohne zu Zögern, ohne eine Sekunde des Bedenkens schoss er. Die Wucht der Schrotladung zerlegte Eugens Schädel in atomisierte Teilchen. Tracy kreischte auf. Der zweite Schuss verteilte ihren Kopf über die Barocktapete an der Wand.

Plötzliche, lähmende Stille beherrschte den Raum. Yilmaz ließ das rauchende Gewehr sinken. „Was habe ich getan?", flüsterte er auf das Blutbad schauend. Der Wunsch nach Rache hatte seinen Geist benebelt und das Hirn vollkommen ausgeschaltet. Da fiel sein Blick auf einen Fetzen von Eugens Gesicht, der an einem Kissen klebte. Das war überhaupt nicht Rupert. „Scheiße!"

Sirenen jaulten vor dem Haus auf, Autotüren wurden zugeschlagen. Scheinwerfer durchschnitten die Nacht und leuchteten zum Fenster hinauf. Der Skinhead Yilmaz erkannte, dass er keine Chance zur Flucht hatte. Er klappte den Lauf der Waffe nach vorn und lud eine weitere Kugel nach. Ohne weiteres Zögern schob der Amokläufer die Mündung in seinen Rachen und drückte ab.

Der Gerichtsmediziner schloss den Reißverschluss der Leichensackes mit einem kräftigen Ruck. Schmidt und Kasupke standen einige Meter entfernt, die meisten Schaulustigen waren bereits verschwunden.

„Das ist ja wohl sonnenklar", sagte Schmidt. „Diese Chaoten und Polithooligans, hinter denen Eddy her war, haben ihn ermordet. Daran besteht kein Zweifel. Diese Serienkillerscheiße kann sich der arrogante Wichser in den Arsch schieben." Er trank einen Schluck und bemerkte, dass der Becher schon wieder leer war.

„Ey, Kasupke!", der Bürgermeister wandte sich an den Dorfpolizisten. Er schaute kurz über beide Schultern, als wolle er sich vergewissern, dass ihn niemand sonst hören könnte.

„Ich habe mit den Leuten gesprochen. Die Bürger meiner Stadt sind wütend", sprach er leise in Kasupkes Ohr. „Die Leute sind richtig sauer wegen dieser ausufernden politischen Straßengewalt in der Stadt, der ja auch unser guter Eddy - Gott hab ihn selig - zum Opfer gefallen ist. Verstehst Du?"

„Hmm" Kasupke wusste, dass der Bürgermeister Eddy nie hatte leiden können.

„Nun ja. Und nun sitzt da dieser Punk in unserer Zelle. Einer von diesen verfluchten Typen, die unseren guten Eddy auf dem Gewissen haben. Verstehst Du, Kasupke?"

„Nicht ganz, Chef." Kasupke wollte nicht recht glauben, was er vermutete.

„Wir wollen doch nicht, dass unsere Bürger unzufrieden sind, oder? Ich sag es Dir, wie es ist: Sie wollen den Typ hängen sehen. Und zwar am nächsten Straßenbaum. Sie wollen Deinen Gefangenen aufknüpfen, kapierst Du?"

„Aber das können wir doch nicht zulassen!", widersprach Kasupke zaghaft.

„Und ob. Nach dem Kerl kräht doch kein Hahn, außer uns weiß doch niemand, dass der überhaupt hier einsitzt. Wir könnten ihn auch in der Zelle verrotten lassen." Schmidt lächelte. „Sollen sie doch ihren Spaß mit ihm haben, dann sind sie zufrieden." Er hob die Schultern und lächelte breiter. „Das ist das Beste für Ruhe und Ordnung in unserer Stadt. Du wirst heute etwas früher Dienstschluss machen. Dann fährst Du heim, ziehst Dir ein paar Bier rein und schaust noch etwas fern. Wenn Du morgen wieder zur Arbeit kommst, wird die Zelle leer sein und das Problem gelöst." Der Bürgermeister grinste von einem Ohr zum anderen, doch er hatte diesen irren Ausdruck in den Augen. „Du brauchst nicht mal mitzumachen, Kasupke. Das wird schon. Mach Dir keine Sorgen, alter Freund."

Schmidt schlug seinem Dorfbullen kräftig auf die Schulter und ging von dannen. Er hatte noch Angehörige zu trösten und milde Worte zu sprechen. Kasupke blieb verstört zurück.

GLORY WHITE TRASH
Layer 9

Confrontation

Peer Verpoorten betrat die geräumige Eigentumswohnung. Er musterte die strategisch verteilten Bilder an den Wänden und das Bärenfell vorm Kamin. Der Sonderermittler war nicht zufällig hier. Seine Vorgesetzten wussten, dass er in diesem Fall ermittelte, bestritten es aber offiziell gegenüber der Presse. Der Profiler war schon immer ein Individualist, er arbeitete auf eigene Verantwortung. Als Experte für Täter sprang er ein, wo die herkömmlichen Ermittlungsmethoden nicht weiterkamen. In zwanzig Dienstjahren hatte er einige der berüchtigtsten Verbrecher des Landes hinter Gitter gebracht. Nach einiger Zeit hat man ihm Freiheiten eingeräumt, wie man sie keinem anderen Kriminalpolizisten jemals zugestanden hatte. Ganz einfach deshalb, weil er ungeheuer begabt war. Seine Methoden waren unorthodox, doch er hatte meistens Erfolg. Ohne ihn wäre die Behörde schon einige Male aufgeschmissen gewesen.

„Guten Tag, Herr Kollege", sagte der Polizeiobermeister Meier, der den Sonderermittler empfing. „Schauen Sie. Eine männliche Leiche lag hier neben der Tür. Zwei weitere Leichen hier drüben im Bett. Weiblich und männlich, beide Mitte zwanzig. Sind beim Geschlechtsakt erschossen worden. Sie sind alle seit ungefähr einer Stunde tot. Tatwaffe in allen Fällen war die abgesägte Schrotflinte, die wir im Mund der Leiche neben der Tür gefunden haben."

„Vielen Dank. Das sehe ich mir schon selbst an." Verpoorten musterte die großflächigen Blutspritzer an der Wand. „Er hat also wieder zugeschlagen."

„Wie bitte?", fragte der Polizist, kriegte aber keine Antwort. „Ich würde sagen: die Sache ist sonnenklar. Der Typ ist hier reinmarschiert und hat die zwei beim Pimpern abgeknallt."

„So sieht es aus. Vielleicht soll es aber auch nur so aussehen?" Mit seiner Pinzette nahm er ein kleines Stück Schädeldecke von der Tapete und roch daran. „Wir haben es hier mit einem verdammt raffinierten Serienkiller zu tun." Mordfälle, Selbstmorde, Überfälle und Gewaltverbrechen gehörten für Peer Verpoorten zum Alltag. Der Sonderermittler war sofort zur Stelle, wenn es darauf ankam, erstklassige Aufklärungsarbeit zu leisten. Er war vierundzwanzig Stunden am Tag unermüdlich im Einsatz.

Der Tatort war von der Schutzpolizei abgeriegelt worden, die Schaulustigen drängten sich unten auf dem Gehsteig. Männer und Frauen in weißen Schutzanzügen durchsuchten jede Ritze der Wohnung, um jedes noch so kleine Detail sofort zu sichern.

„Glauben Sie wirklich, dass wir es hier mit demselben Täter zu tun haben, wie bei dem Polizistenmord?", fragte der Beamte der Kripo. „Also, für mich sieht das nicht so aus."

„Sie erkennen den Wald vor lauter Bäumen nicht, Kollege. Es gibt bestimmte Kriterien, nach denen sich Serienmörder von anderen Gewaltverbrechern unterscheiden", referierte der Experte. „Ein Serienmörder tötet mindestens drei Mal und entschließt sich dabei vor jeder Tat aufs Neue dazu. Anders als ein Massenmörder, der sich nicht für die Identität seiner Opfer interessiert, wählt der Serientäter die Personen gezielt aus. Wollen Sie wissen, wer unser Mörder ist?"

Meier schaute skeptisch. Der Sonderermittler beugte sich über die Leichen und betrachtete ihre zerborstenen Schädel. „Unser Mann schießt seinen Opfern die Köpfe weg. Was will er uns damit sagen?"

„Keine Ahnung. Ich glaube, wie gesagt, nicht einmal, dass es ein und derselbe Täter ist."

„Firlefanz! Machen Sie doch die Augen auf Mann", schimpfte Verpoorten. Die Engstirnigkeit seines Kollegen machte ihm zu schaffen. „Der Prototyp des deutschen Serienkillers ist ledig oder geschieden, kinderlos und verfügt über ein geringes Bildungsniveau. Er ist ein sozialer Außenseiter, labil, schnell zu kränken und hat ein egozentrisches Grundmuster."

„Aha" Der Bulle schaute ungläubig. Dieser Profiler war ein Mann mit ungeheuer beweglicher Mimik. Vieles, was er sagte, klang, als sei er dem Wahnsinn ein klein wenig näher als die meisten Menschen. Das brachte der Job wohl mit sich.

„Unser Täter ist anders." Verpoorten schloss die Augen. Er versuchte offenbar, sich in den Mörder hineinzuversetzen. „Er ist weiß, männlich, 23 bis 28 Jahre alt, intelligent. Er hat weder studiert noch promoviert, ist aber durchaus gebildet." Er verkniff das Gesicht und zitterte am ganzen Körper, so



konzentriert ging er in sich. „Der Mann ist jung, sportlich, attraktiv und sexuell äußerst potent, doch voller Zorn auf die gesamte Gesellschaft. Er mag schwarze Katzen und Erdbeereis im Sommer." Er öffnete die Augen und nickte dem Kriminalpolizisten vielsagend zu.
„Sie wollen mir doch nicht im Ernst erzählen, dass sie das aus den Spuren am Tatort lesen können?" Der Bulle legte die Stirn in Falten. Dieser schräge Vogel kam ihm vor wie ein Gaukler auf dem Jahrmarkt.
„Natürlich kann ich das." Der Profiler schüttelte den Kopf angesichts dieser unqualifizierten Zwischenfrage. „Als Fallanalytiker versuche ich, mich in die Seele eines Gewaltverbrechers subjektiv hinein zu versetzen und suche nach der Struktur der Tat. Diese Arbeit basiert auf differenzierten Erkenntnissen und Methoden. Ich versuche, aus der Art und Weise der Tat und der Tatortanalyse die Persönlichkeit des Täters zu ergründen, denn ein Täter hinterlässt am Tatort immer charakteristische Spuren. So kann ich die Handschrift eines Wiederholungstäters identifizieren."
„Und wen haben sie identifiziert?", fragte der Bulle. Verpoorten wandte seinen Blick wieder den Leichen zu. „Warum schießt er Ihnen in den Kopf, Meier?"
„Vielleicht, weil er irre ist?", fragte der Beamte.
„Er ist nicht irre. Ein Psychotiker wäre nicht so planvoll vorgegangen", argumentierte Verpoorten. „Er ist auch kein Nekrosadist, der die Leichen zur eigenen Befriedigung verstümmelt. Warum tötet er also? Darauf müssen wir die Antwort finden, dann haben wir unseren Mann bei den Eiern." Der Bulle war baff, diese modernen Methoden machten ihm irgendwie Angst. Das sollte Polizeiarbeit sein?
„Bitte entschuldigen Sie mich, Kollege. Ich habe zu tun." Mit einem Satz stand Verpoorten auf, drehte sich um 180 Grad und lief zügigen Schrittes davon. Seine Absätze klackten auf den Marmorkacheln des Korridors.
„Oh Gott" Der Fallanalytiker stand im Fahrstuhl. Er hielt ein kleines, goldenes Kruzifix umklammert und betete leise. „Diese Stadt stinkt nach Tod. Gib mir die Kraft, diesen Killer zu fassen. Ich möchte diese Bestie ausweiden, und ihr Blut die Straße entlang fließen sehen. Ich werde grausame Rache üben, an meinem bestialischen Feind! Gib mir Kraft, auf dass ich mein Werk vollende." Einige Kollegen hielten ihm vor, dass er wie ein Besessener arbeitete. Sie sagten, er hätte den Verstand verloren mit all seinen Serienmördern. Doch er hatte schon viele hinter Gitter gebracht. Wenn er von der Schuld einer Person überzeugt war, ermittelte er solange, bis er irgendeinen verfluchten Beweis dafür fand. Er schlief selten und dann nur für wenige Stunden, und das auf einer Klappliege neben seinem Schreibtisch. Seine Ernährung bestand aus Kaffee und Weihrauch. Peer Verpoorten verstand sich als Frontkämpfer einer modernen Inquisition, die das Böse in der Gesellschaft aufspürte und mit gnadenloser Flamme vernichtete. Er wusste es nicht, aber viele der Typen, die er in den Knast gebracht hatte, waren unschuldige, unbescholtene Bürger, die er durch endlose Indizienketten an den Pranger gestellt hatte. Er war wie ein Pitbull Gottes, hatte er sich einmal verbissen, zerquetschte er sein Opfer.
Dutzende Reporter warteten schon lechzend auf ihn. Die Kabine stoppte im Erdgeschoss und die Türen öffneten sich. Zwei Uniformierte sprangen herbei und bahnten dem Sonderermittler seinen Weg durch die Menschenmenge hinter den gelben Flatterbändern. Kameras klickten, Blitzlichter hämmerten auf sein regungsloses Gesicht und wurden reflektiert von der Sonnenbrille.
„Sie erhalten eine Pressemitteilung", rief einer der Beamten. „Lassen Sie uns durch!"

„Wenn ich die Hand der Macht auf meinem Haupte lasten fühle, kümmert es mich persönlich wenig, zu wissen, wer mich unterdrückt. Ich beuge mich nicht deswegen lieber unter das Joch, weil eine Million Deppen es mir vormachen!", verkündete der Leitartikel der neuen Ausgabe von Confrontation, dem Sprachrohr der unterdrückten Klassen.
Case hämmerte die Wörter in die Tastatur des Notebooks. Natascha und er wurden von den Bullen gesucht, im Grunde war es Wahnsinn, wieder zurück zu kommen nach Berlin. Sie mussten sich verstecken, aus dem Untergrund operieren und auf ihre Chance hoffen. Doch auf Confrontation konnte man sich verlassen.
Natascha beobachtete ihn. Endlich hatte Case seine Schreibsperre überwunden. Atze hatte beiden eine 1a konspirative Wohnung im selben Haus besorgt. Sie dachte daran, wie ihre Beziehung früher war. Sie hatten sich nicht jeden Tag gesehen, dafür waren sie beide zu beschäftigt gewesen und zu stolz. Wer wen wann anrief war immer eine heimliche Frage im Hintergrund, ein Messen der Kräfte. Oft hatten sie sich tagelang nicht gesprochen und drehten beide immer engere Kreise ums Telefon, keiner wollte sich eine Blöße geben. Es waren diese Machtspiele gewesen, die ihre Liebe manchmal anstrengend gemacht hatten, ihr eine gewisse Schwere gegeben hatten. Aber er war der Erste, der sie nicht nach einer Woche gelangweilt hatte. Außerdem wusste sie nie genau, was er dachte und fühlte,

es ging etwas Düsteres, Geheimnisvolles von ihm aus, etwas, das sie zu ergründen reizte.
„Es gibt nur eine Lösung: Revolution", tippte Case. „Doch Revolution in Deutschland? Das wird nie etwas, raunt der Verzagte, wenn diese deutschen Bürger einen Bahnhof stürmen wollen, kaufen die sich noch eine Bahnsteigkarte. Das ist wahr, jegliches Klassenbewusstsein ist in der deutschen Gesellschaft ausgerottet und abgestumpft in einem Sumpf aus BigBrother und Daily-Soaps. Der einzige Ausweg ist die revolutionäre Erhebung aus der Gosse! Das Lumpenproletariat ist immer zur Revolution bereit, zur Darbringung aller möglichen Opfer, da es sehr wenig oder gar kein Eigentum hat und folglich durch dasselbe nicht verdorben ist."
„Es ist wahr, dass die einzig revolutionären Schichten die untersten sind", sagte Natascha. „Wer in der Gosse liegt, hat nichts zu verlieren."
„Schnöselvereine wie ‚Revolution' heften sich an die Studenten und Intellektuellen der Mittel- und Oberschicht. Sie wollen ihr Image aufpolieren, weil sie hoffen, so mehr Kohle zu machen. Dabei verkennen sie die ständig wachsende Wut der Asozialen und Lumpenproletarier."
„Diese Kräfte zu bündeln, muss Ziel unserer Agitation sein", stimmte Natascha zu. „Es ist gut, dass Du wieder schreibst." Sie hauchte ihm einen Kuss auf die Lippen. „Wegen der ganzen Weltrevolution, Du weißt schon." Ihre Hände wanderten langsam an seinem Oberkörper herunter.
„Ein Gespenst geht um in Europa, das Gespenst des Neonihilismus.", stand auf dem Bildschirm. „Der Nihilismus ist für uns nicht ein Zustand, der hergestellt werden soll, ein Ideal, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben wird. Wir nennen unseren Nihilismus die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt."
Case und Natascha rutschten auf den Boden. Er öffnete die Knöpfe ihres Hemdes und sie stöhnte leise auf, als er ihren Busen küsste und seine Hand zärtlich in ihren Schritt wandern liess.

In einem der hintersten der Zimmer im Keller des Polizeipäsidiums ging Chirurg August Geisler von der Gerichtsmedizin seiner Arbeit derweil mit brutalem Vergnügen nach. Eugens Brustkasten war im Schnellverfahren geöffnet worden: ein Y-Einschnitt, ein Schnitt von jeder Schulter zur Magenhöhle, eine gerade Linie hinab zum Schambein. Jetzt hatte Geisler seine Hände tief im Innern des Bauches, seine Handschuhe schimmerten rot, und er drehte und schnitt und zerrte. Peer Verpoorten lehnte an der Wand und rauchte eine Zigarre.
„Haben Sie schon gesehen, was Ihr Mann heute zum Frühstück gegessen hat? Zeigen Sie's Ihnen, Wiesel."
Geislers Assistent wischte sich die Hände an der Schürze ab und hielt einen durchsichtigen Beutel hoch. Darin befand sich etwas Kleines und Grünes.
„Kopfsalat. Wird langsam verdaut. Bleibt stundenlang im Darm."
Peer Veerpoorten hatte schon früher mit Geisler zusammengearbeitet. Der Chirurg war ein abgebrühter Hund.
„Wenn Sie sich einbilden, Verpoorten, ich rücke jetzt mit Beweisen für Ihre phantastische Theorie von einem Serienkiller raus, dann vergessen Sie's."
„Das erwarte ich auch nicht."
Geisler ignorierte seinen bitteren Tonfall. „Dieser Tote ist mit einer Schrotflinte erschossen worden, der andere mit einer schallgedämpften 45er. Der Schuss in Eddys Hirn war ausgesprochen gezielt, dieser Schütze hier hätte seine Opfer sogar mit der Schrotflinte beinahe verfehlt."
„Das ist kein Widerspruch", hielt Peer Verpoorten dagegen. „Der Täter versucht, uns Rätsel aufzugeben. Er gibt Hinweise, legt Spuren, weil er im Grunde seiner Seele gefasst werden will. Er ist eitel und in sich selbst verliebt. Er will, dass wir ihn kriegen."
„Naja, wenn Sie meinen. Aus gerichtsmedizinischer Sicht gibt es hier jedenfalls keine Verbindung." Geisler schüttelte sich die rote Pampe von den Fingern und ging zum Waschbecken. „Diese Morde stehen meiner Ansicht nach in keinem Zusammenhang."
„Sie sind ein Dilettant, Geisler! Sie müssen nur genauer suchen", fauchte der Sonderermittler. „Die erste Leiche wies keinerlei Spuren auf. Sie war professionell gereinigt worden, bevor sie abgelegt wurde. Diese hier sind voll davon. Der genetische Fingerabdruck des Selbstmörders ist identisch mit dem eines 18jährigen kurdischen Skinheads, der schon polizeibekannt ist. Das können Sie doch nicht einfach ignorieren."
„Ich habe es Ihnen doch gesagt: Ich bin mir absolut sicher, dass wir es in allen vier Fällen mit einem einzigen Mörder zu tun haben. Dieser Mann ist weiß, über 23 Jahre alt und eine Bestie. Er wird nicht aufhören zu morden, bis wir ihn stoppen."
„Psss...", der Gerichtsmediziner pfiff abwesend. Er hatte besseres zu tun, als sich mit dem berühmten Killerjäger herumzustreiten. Er hatte schon öfter Zweifel an dessen Theo-

rien geäußert, doch keiner hatte ihm geglaubt. Manche der Kerle, die aufgrund Verpoortens Ermittlungen verknackt worden waren, hielt Geisler für absolut unschuldig. Doch dieser Inquisitor war schlichtweg besessen von Serienkillern. Er gab keine Ruhe, bis er nicht irgendwo einen aufgestöbert hatte.

„Die Revolution ist ganz ohne Gewalt leider nicht zu machen. Gewalt ist der Geburtshelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht." Ein jugendlicher Punk las laut dem Editorial von ‚Confrontation' vor. „Die Waffe der Kritik kann die Kritik der Waffen nicht ersetzen, die materielle Gewalt muss gestürzt werden durch materielle Gewalt, unsere Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift."
Case hatte ganze Arbeit geleistet und ein propagandistisches Meisterwerk abgeliefert. Die meisten Texte waren hemmungslos zusammengeklaut. Viele der Leser wussten das sogar, aber es war ihnen scheißegal, weil das Heft einfach kickte. Zwischen den Artikeln veröffentlichte es reißerische Geschichten, die vor Sex und Gewalt nur so strotzten. Darauf war der Pöbel scharf.
„Haste noch zehn von Deine Hefte?", fragte ein zugepiercter Typ mit korrekt gestelltem Stacheliro.
„Selbstverständlich. Zehne kriegste zum Sonderpreis. Kannste Dir ne goldene Nase mit verdienen." Atze managte den Verkauf im lumpenproletarischen Klientel mit Bravour. Günstige Preise für Weiterverkäufer lockten Freiwillige, die sich damit einen Teil ihres Alkoholkonsums finanzieren wollten. Mit dieser Strategie und einigen alten Kontakten war es gelungen, innerhalb kürzester Zeit ein bundesweites Netz von Verkäufern zu errichten. Doch wo war Keule nur abgeblieben? Das Auto war auch weg. Sicher hatte er wieder irgendeine dämliche Scheiße gebaut und saß in der Patsche.

„Der Polizeibeamte ist ein Vertreter der Staates und in besonderer Hinsicht Recht und Gesetz verpflichtet. Seine Kernaufgabe ist die Wahrung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung. Originäre Aufgabe ist die Gefahrenabwehr", zitierte Verpoorten ein verschmiertes Merkblatt aus Eddys Mülleimer. Offenbar hatte der verstorbene Cop ein Hähnchen gegessen und sich die Finger mit der Dienstvorschrift abgewischt. Er ließ den Zettel fallen und schaute sich um. Bisher hatte die Untersuchung von Eddys Dienstzimmer wenig verwertbare Spuren gebracht. Da fiel sein Blick auf einen Schnellhefter auf dem Schreibtisch.
„Confrontation", stand auf dem Deckblatt. „Ergebnisse der Observation im Rahmen der Terrorfahndung" Der Ermittler öffnete den Hefter und überflog die Protokolle. „Na, wen haben wir denn da?" Sein Blick fiel auf ein Foto von Case. Es war offenbar von einer Überwachungskamera aufgenommen worden.
„Vermutlicher Kopf der Bande: Case", stand unter dem Bild. Der Ordner enthielt einige abgehörte Telefongespräche und Aussagen eines Typen namens ‚Deepthroat'. Insgesamt wenig Brauchbares für den Serienkillerjäger.
„Dieser Mann passt genau in unser Profil", sagte Verpoorten leise zu sich selbst. Er steckte den Hefter ein und verließ das Büro.

Als Case die Augen öffnete, sah er Natascha, die nackt und eben außer seiner Reichweite auf dem nagelneuem, schwarzen Futon lag. An der Decke fiel Sonnenlicht durch das vergitterte Dachfenster. Er lag auf der Seite und beobachtete ihr Atmen, ihren Busen, die Rundung ihrer Seite mit der funktionalen Eleganz eines Flugzeugrumpfs. Sie hatte einen schlanken, schönen Körper und die Muskeln einer Ballerina.
Die Repression hat auch was Gutes, dachte Case. Auf der Flucht vor dem Staat waren die beiden einander viel näher gekommen, als jemals zuvor. Doch irgendwie war der Regen in dieser Nacht anders. Das fiel ihm auf, als er schlaflos im Bett lag. Ein entschiedenes, unablässiges Trommeln auf dem Dach, so als wolle er sich unbedingt Eintritt ins Haus erzwingen.
Das Versteck, das Atze den beiden gesuchten Terrorverdächtigen besorgt hatte, war äußerst geräumig. Er schaute sich um, ohne seinen Körper zu bewegen. Bis auf die breite Matratze und zwei neue, identische Nylontaschen, die daneben standen, war der Raum leer. Kahle Wände, keine Fenster, eine weiße, feuerfeste Stahltür. Die Wände waren mit unzähligen Schichten weißer Latexfarbe überkrustet. Ein Fabrikgebäude, umfunktioniert zur geheimen Schaltzentrale der Revolution. Ich bin daheim, dachte er, als er langsam eindöste. Es schüttete die ganze Nacht, und die bedrückende Intensität des Platzregens sickerte heimtückisch in seine Träume.



GLORY WHITE TRASH
Layer 10

Mighty & Superior

Es war Herbst in der Stadt des Seniors. Die Sonne spiegelte sich im See und überzog die alten Mauern mit Gold, aber der Wind blies eisig, als wollte er die Menschen daran erinnern, dass der Winter kam. Die Insel Schwanenwerder war eine der nobelsten Adressen Berlins. Ein Fabrikant hatte die Villenkolonie Ende des 19. Jahrhunderts auf ein Stück Acker gestellt. Er ließ die Insel in einen anspruchsvollen Landschaftspark verwandeln, das Gelände parzellieren und bot wohlhabenden Käufern Wassergrundstücke zur Bebauung mit Landhäusern an. An den Toren zu den vornehmen Anwesen mit Havelblick standen keine Namen. Die Bewohner achteten auf distinguierte Distanz. Die Luft schmeckte heute nach Nieselregen, und die Herbstsonne wärmte nur den Skulpturen ihre steinernen Flügel, die in der parkähnlichen Gartenanlage aufgestellt waren.
Der Senior stand am Fenster und schaute über das Wasser. Manchmal träumte er nachts, dass sein Haus in den Wellen versank, mitsamt der ganzen Stadt. Dass ein Tsunami einfach alles verschluckte: die Häuser und Brücken, Kirchen und Paläste, die die Menschen dem Wasser so frech vors Gesicht gebaut hatten.
Die Manager am wuchtigen Eichentisch rutschten nervös in ihren Ledersesseln umher. Alle starrten hinüber zum Senior, der in Gedanken versunken schien.

Sogar die Smogluft der Innenstadt konnte erfrischend sein, stellte Rupert fest, als sein Wagen in das Dämmerlicht der Straße eintauchte. Er schaute aus dem Fahrerfenster auf eine Gruppe Teenager mit Confrontation-T-Shirts, die einen geparkten Mercedes mit Eisenstangen bearbeitete. Eines der Kids warf einen Molotowcocktail durch die zerschlagene Frontscheibe. Flammen und schwarzer Rausch stiebten aus dem Wrack, als die Gang davon rannte und in einer Seitenstraße verschwand. So etwas gab es immer öfter. Gelangweilt und angepisst vom Stillstand der Verhältnisse um sie herum, suchten die Jugendlichen nach Stimuli, um den tristen Alltag mit Leben zu füllen, und fanden sie in der Ausübung primitiver Gewalt. Dummerweise gelang es seiner Organisation nicht, den Aufstand zu bündeln und für die richtige Sache begeistern zu können. Confrontation war einfach beliebter beim stumpfen Pack. Die Verkaufszahlen lagen im Keller. Obendrein war seine Freundin gerade beim Sex mit einem anderen Mann erschossen worden, ohne dass er wusste wieso. Insgesamt sah das verdammt scheiße aus.
Crash! Der Aufprall riss ihn aus seinen Gedanken. Der Wagen vor ihm hatte einfach gebremst und hatte ihn reinrauschen lassen. Gerade schüttelte er sich die Benommenheit aus dem Schädel, da öffnete ein stämmiger Kerl im schwarzen Anzug die Fahrertür. Eine silberne Pistole blitzte in seiner Hand auf.
„Ich möchte Sie bitten, für einen Moment mit uns zu kommen."

„Ich weiß, dass einige von ihnen wegen der angespannten Sicherheitslage besorgt sind.", hob der Senior plötzlich an und schreckte die Yuppies auf. „Die Zeitungen schreiben sogar schon von Revolution. Aber ich möchte Ihnen versichern, dass Maßnahmen ergriffen worden sind, falls etwas schief geht. Ich habe bereits andere Standorte für unsere Unternehmen ausgekundschaftet, wir können unseren Standort jederzeit verlagern, falls der Pöbel zu viel Ärger macht."
„Wohin?", fragte ein hagerer Buchhalter.
„Überallhin, wo wir wollen. Für uns Angehörige der Oberschicht gibt es überall auf der Welt geeignete Villen und Paläste mitsamt dem nötigen Hilfspersonal."
„Aber was wird aus den anderen, aus unseren Angestellten?"
„All die anderen können durch andere ersetzt werden." Der Senior nahm einen tiefen Zug von der Zigarre und fixierte seinen Buchhalter, während er die Asche abschüttelte. „Sie haben mich unterbrochen, Sie Scherzkeks. Das ist ein verdammt schlechter Zeitpunkt. Ich werde ungern gestört, wenn ich über das Ersetzen von Menschen rede."
„Bitte verzeihen Sie, Senior."
„Es mag sein, dass irgendwann jemand von ihnen hier das Sagen hat, aber noch trage ich hier die Verantwortung, denn diese Stadt gehört mir. Es war mein genialer Geist, der eine alte Welt nahm und sie in etwas Neues verwandelte.

Ich habe die Zäune und Sicherheitsdienste aufgestellt, um Eure Villen sicherer zu machen. Ich habe auch die armen Leute von der Straße geholt, indem ich ihnen Vergnügen und Laster schenkte. Das kostet mich viel Geld, aber ich gebe das Geld aus, weil ich die Verantwortung trage. Also verstehen Sie die Bedeutung des Wortes Verantwortung?“
Bedrücktes Schweigen beherrschte den Raum.
„Wir müssen tun, was zu tun ist. Und jetzt raus hier und ab an die Arbeit!“
In Windeseile trollten sich die Manager.

Noch stand alles fest auf den Beinen, und der Senior lehnte an seinem Fenster und blickte durch die schusssichere Plexiglasscheibe nach draußen. Das Sonnenlicht ließ die blitzblanken Yachten auf dem See um die Wette leuchten. Er hörte vier Männer, die den Raum betraten.
„Wo sollen wir ihn hinbringen?“
„Lasst ihn erstmal hier“, raunte er und die Gorillas traten einen Schritt zurück.
„Guten Morgen Rupert“, sprach er seinen Gefangenen an, während er sich umdrehte. Der Senior lächelte zurückhaltend freundlich. Er musterte den Typ, seine Augen waren eng zusammengekniffen. „Oder sollte ich sagen ‚Deepthroat'?“

Keule beobachtete das Schauspiel durch das kleine vergitterte Fenster seiner winzigen Zelle im Polizeirevier von Falkenhorst. Sheriff Kasupke war mitten auf der Straße. Dienstmütze auf dem Kopf, Pistole an der Seite, stand er da und regelte den Verkehr. Jeder Bulle aus der Gegend kam, um bei einer Polizistenbeerdigung dabei zu sein. Und Zivilisten waren gut beraten, wenn sie sich fernhielten. Heute wurde der Beamte Eddy Neumann begraben, ein Bürger Falkenhorsts, heldenhaft gefallen in Ausübung seiner Pflicht. Sie hatten ihn mit einer Kugel im Kopf kurz hinterm Ortsschild gefunden. Was für ein unwürdiges Ende für einen Polizeibeamten!
Dies war eine Beerdigung mit vollem Zeremoniell, also war der Zug von Cops, die in Zehnerreihen zum Friedhof marschierten, wenigstens einen Kilometer lang. Blau-weiße Motorräder donnerten vorbei, man konnte glauben, die Erde bebte. Hubschrauber kreisten über dem Szenario, das Eddy Neumann gewidmet war. Die Polizeigewerkschaft und einige hohe Beamte der Senatsverwaltung hatten offenbar vor, einen unsterblichen Helden aus dem alten Kokser zu machen. Sie ließen sogar ein weißes Pferd ohne Reiter vorbeigaloppieren. Jeder der anwesenden Cops dachte an seine eigene Sterblichkeit und an seine Familie. Ihr Zorn brodelte knapp unter der Oberfläche.

„Mag alles verderben, wenn ich nur herrsche“, sagte der Senior mit einem Hauch von Wehmut in der Stimme und ließ seinen Blick über das Wasser gleiten. „Das ist der Wahlspruch meiner Familie, weißt Du das?“
„Nein, das wusste ich noch nicht“, antwortete Rupert brav. Er verstand offenbar immer noch nicht, warum er überhaupt hier war. Mit einem Satz sprang der Senior an ihn heran und ergriff seinen Kragen mit beiden Händen. Kraftvoll zog er den Kommunisten an sich und starrte ihm regungslos in die Augen. Wut stand in seinem Gesicht, doch er verzog keine Miene.
„Du solltest aber etwas mehr darüber wissen, schließlich hast Du ein Mitglied dieser Familie auf dem Gewissen“, presste er durch seine ineinander verbissenen Zahnreihen.
„Aber...“, stotterte Rupert, „...Sie können mich doch nicht für Tracys Tod verantwortlich machen. Ich war nicht einmal dort.“ Flehentliches Betteln rann aus seinen hündischen Kulleraugen.
„Und ob!“ Der Kapitalist stieß den Kommunisten von sich und gab einem seiner Schläger ein kurzes Handzeichen. Der holte augenblicklich aus und verpasste Rupert einen Schwinger in die Magengrube. „Oder sollen wir Deinen revolutionären Kumpels vielleicht stecken, dass Du nebenberuflich als Bullenspitzel tätig bist?“
„Ich war's nicht“, jammerte der Chefredakteur und kotzte halbverdaute Ravioli auf den massiven Parkettboden. „Diese Öcalan-Typen waren es.“
„Das ist doch vollkommen gleich“, hob der Senior gebieterisch an, „Du hast sie doch in diesem Mist hineingezogen. Ohne Dich hätte meine Tochter, Gott hab sie selig“, er bekreuzigte sich kurz, „sich doch niemals mit solchem dahergelaufenen Gesocks eingelassen.“ Er atmete schwer, holte Luft, um plötzlich zu schreien: „Du hast sie in Gefahr gebracht. Deshalb hast Du sie auch auf dem Gewissen!“ Er gab ein Handzeichen, und die Gorillas traten und schlugen auf Rupert ein. Dumpf donnerten die Fäuste auf seinen Schädel und in die Seiten, Tritte hämmerten in seine Oberschenkel.
„Stopp!“, rief der Senior, und mit einem Mal stoppten die Schläger.
„Was wollen sie?“, wimmerte das Häuflein Elend, das vor wenigen Minuten noch der Chefredakteur der ‚Revolution' gewesen war. Blut strömte über Ruperts Gesicht, seine Kleidung war zerfetzt und schmutzig.
„Ich will, dass Du für mich arbeitest, Kleiner“,

sagte der Senior und schritt langsam näher. Er kniete sich neben den menschlichen Fetzen und tätschelte seinen Kopf. „Du wirst gegen Confrontation arbeiten. Diese Pisser sind mir ein Dorn im Auge, deshalb will ich, dass Du, mein lieber beinahe-Schweigersohn, ihnen Schaden zufügst, wo immer Du kannst. Wirst Du das schaffen?"
„Ja, Senior", stöhnte Rupert.
„Großartig" Mit einem einzigen Ruck an seinen Schultern stellte er Rupert auf die Beine. „Es ist eine Freude, mit Dir Geschäfte zu machen, Rupert." Er ließ ihn los, wacklig stand der Kommunist aus eigener Kraft und starrte ihn ängstlich an. „Du musst unbedingt meinen Garten sehen", wechselte der Senior plump das Thema.
„Komm mit!", rief er und lief zur Tür. Die Gorillas schoben Rupert an, der gebeugt mittrabte. Der Geldbesitzer schritt voran als Kapitalist, der Kommunist folgte als sein Arbeiter; der eine bedeutungsvoll schmunzelnd und erhaben, der andre scheu, widerstrebsam, wie ein Nerz, der seine eigne Haut zu Markt getragen und nun nichts andres zu erwarten hatte als die Gerberei. Die Welt wurde Dunkel um Rupert, als er bewusstlos wurde und auf den Boden fiel.

Der schwarze Leichenwagen kam in Sicht. Sechs uniformierte Sargträger erwarteten ihn. Die Bullen trugen bei Zeremonien immer enge, schneeweiße Handschuhe, die Messingknöpfe waren aufpoliert, die Uniformen makellos. Die meisten Bullen starben bei Schießereien. Ihr Tod symbolisierte nichts als sinnlose, menschenverachtende Gewalt. Aber in diesem Fall war es etwas anderes. Eddy war höchstwahrscheinlich von Terroristen ermordet worden. Er gehörte jetzt zu einem erlauchten Kreis von Gesetzeshütern, er war ihr Held und ihr Märtyrer. Einige der ranghöheren Beamten hatten in Wirklichkeit einen Freudensprung gemacht, als sie vom Tod des Querulanten gehört hatten, der zeitlebens kein Fettnäpfchen ausließ, um schlechte Schlagzeilen zu machen. Seine Drogensucht war stets ein offenes Geheimnis gewesen. Sie waren froh, den lebenden Eddy Neumann los zu sein. Doch als Toter war er ein Held, gestorben für die höhere Sache von Sicherheit und Ordnung. Der Innensenator würde später eine Trauerrede halten, und darin härtere Strafen und bessere Bewaffnung für die Polizeibeamten fordern. Der Applaus war ihm schon jetzt gewiss. Der Tod Eddy Neumanns war ein Glücksgriff für die Politik in dieser harten Zeit.
Kasupke war mulmig, denn er wusste, was hier heute Nacht passieren sollte.

Als Rupert die Augen aufschlug, befand er sich im Dunkeln, umgeben vom Rascheln und Flattern unsichtbarer Vögel. Er versuchte zurückzudenken, sich zu erinnern, wo er war und wie er hierher gekommen war, aber die Erinnerungen waren so zart und zerbrechlich, und zu versuchen sie festzuhalten, war etwa so, als griffe man nach Rauchringen: Je fester man zupackte, desto rascher lösten sie sich auf. Plötzlich rauschten hastig geschnittene Clips durch das Kino in seinem Kopf. Die Villa. Die Ravioli auf dem Parkett. Der Senior. Mag alles verderben, wenn ich nur herrsche. Für einen Moment versuchte er sich einzureden, es sei nur ein Alptraum gewesen, aber der Schmerz in seinen Gliedern und der unangenehme Geruch von Blut und Kotze bewiesen etwas anderes. Er war zu Hause, allein. Als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, kroch er zum Fenster. Während er durch die schmutzigen Scheiben nach draußen auf die Alleebäume blickte, wurde ihm klar, dass der Winter nicht mehr fern sein konnte. Das Laub der Buchen hatte sich bereits bräunlich, mit einem Stich ins Rote verfärbt, und bald würden sich nur noch knorrige, kahle Gerippe zum Himmel hinauf strecken; fast wie verzweifelte, betende Krüppel, die längst alle Hoffnung fahren gelassen hatten.
„Ich muss Confrontation vernichten!", sagte er leise zu sich selbst. Das war die einzige Rettung.

Der Abend dämmerte über Falkenhorst. Keule lief in seiner Zelle auf und ab, fest davon überzeugt, dass er diese Nacht nicht überleben würde. Und die Chancen standen nicht mal schlecht, dass er Recht behalten könnte. Vor der Tür hatte sich eine Gruppe von Männern in eigenartigen weißen Verkleidungen eingefunden.
„Da kannste doch nicht mitmachen bei dieser kranken Scheiße, Alter!", fluchte der Punk. „Das ist ja wie in irgendso nen bekackten Italo-Western. Scheiße!"
„Was fürn Scheißfilm", maulte Kasupke zum Fernseher, wo ein Zombiefilm lief. Er bereute schon, dass er dem Bengel überhaupt erzählt hatte, dass alle Bewohner hier im Ku-Klux-Klan Falkenhorst organisiert waren. Jetzt wusste der arme Tropf, was ihm blühte. Aber der Dorfsheriff hatte niemanden zum Reden außer ab und an einen Gefangenen von außerhalb.
Keule hatte nur ein wenig provozieren wollen, außerdem war er besoffen gewesen. Zwar wusste jeder in der Stadt, dass Falkenhorst ein Bullenkaff war. Aber wie hätte er ahnen können,

dass hier kolumbianische Verhältnisse herrschten. Niemand würde ihn jemals finden, wenn sie ihn irgendwo im Wald verscharren würden.
Keule versuchte sich zu beruhigen und starrte ebenfalls zum Fernseher, zu dem alten italienischen Zombiefilm. Eine unbekannte Seuche hatte die Welt heimgesucht. Frisch verstorbene Menschen standen zu einem neuen, grotesken, halbverwestem Leben auf, um die Lebenden auf kannibalistische Weise zu verspeisen. Auch Kasupke glotzte auf die Mattscheibe. Offenbar mochte er Zombiefilme. Sogar so sehr, dass er sich lässig einen anschaute, während der Ku-Klux-Klan vor der Tür aufmarschierte. Der Film war absolut mittelmäßig, hatte aber ein paar gute Effekte. Eine Gang hatte sich in einem Wohnhaus verschanzt, das von der Nationalgarde umstellt wurde. Über die Stadt wurde der Ausnahmezustand verhängt. Als die Nationalgarde das Hochhaus erstürmte, kam es zu einem Massaker. Denn im Haus befand sich nicht nur die Gang, sondern auch eine Horde gräßlicher Untoter, die von den Bewohnern im Keller versteckt gehalten und mit Menschenfleisch gefüttert wurden.
Kasupke überlegte hin und her. Was sollte er tun? Sein Leben lang hatte er aufgeschaut zu den Citycops, die tagtäglich ihr Leben für Sicherheit und Gerechtigkeit riskierten. Klar, auch hier in Falkenhorst war ihm schon manchmal etwas Spanisch vorgekommen, aber er dachte, das hätte schon seine Richtigkeit und ließ sie gewähren. Was sollte er schon tun? Er war doch nur ein halber Cop in einer Kleinstadt aus richtigen Straßenbullen. Plötzlich stand er vor der Wahl: Sollte er einen Mord zulassen? Oder sollte er für seine eigene Vorstellung von Gerechtigkeit eintreten - und dafür durch die Hölle gehen?

Der schummerige Schein Dutzender Flammen leuchtete von der Straße her in das Polizeirevier von Falkenhorst. Gedämpftes Gemurmel drang von der Straße herein, wo sich immer mehr Leute einfanden. Sie trugen Fackeln und riefen immer wieder nach Kasupke. Der Bulle reagierte nicht. Vor der Tür hatte sich eine stattliche Traube von Menschen gebildet. Keiner von ihnen trug jetzt noch Uniform. Sie hatten sich in weiße Roben gekleidet und trugen spitze Hauben, wie es im Klan üblich war. Mittlerweile war es stockdunkle Nacht. Sie hielten Fackeln und einer hatte ein Seil mit Galgenschlaufe dabei, was er drohend hoch hielt. Doch keiner bewegte sich, anscheinend warteten sie auf etwas. Sie hatten Zeit. Es gab keinen Ort, um sich zu verstecken, und jeder in Falkenhorst wusste das. Kasupke war immer noch hier. Etwas in seinem altmodischen Bullenschädel wollte diesen Fememord nicht zulassen, doch was konnte er schon tun? Er hätte die oberste Polizeidirektion um Hilfe bitten können, aber wer konnte schon sagen, ob der Bürgermeister und der Klan dort nicht willige Komplizen hatten. Zwölf Jahre war Kasupke nun schon der Sheriff von Falkenhorst. Der Polizeialltag war ruhig hier. Wie konnte es nur sein, dass Kasupke all die Jahre gedacht hatte, hier ging alles mit rechten Dingen zu?
„Wir haben hier in Falkenhorst 31 Prozent weniger Verbrechen als die anderen Gemeinden der Umgegend", sagt er trotzig, als ob irgendwer danach gefragt hätte. „Ich habe so gut wie nie Insassen im Gemeindegefängnis. Das spart den Steuerzahler mehr als 370 Euro am Tag." Er schob seinen bulligen Nacken tiefer zwischen die Schultern. Und jetzt saß da dieser Klugscheißer von Punkrocker mit einem Nussknackerlächeln in seiner Zelle, aufgedreht wie ein junger Boxer vor dem Gong zur ersten Runde, und beschuldigte ihn der Beteiligung an einem Pogrom. So etwas behaupteten sie ja immer, die Radikalen, um sich als Opfer des Systems darzustellen.
„Hab ich es nötig, mit der ganzen Stadt anzulegen?", schimpfte Kasupke. „Das ist doch Wahnsinn! Verdammte Scheiße! Warum bin ich nicht einfach nach Hause gegangen?"
„Die werden Dich auch umlegen, Bruder", sagte Keule.
„Wahrscheinlich", entgegnete Kasupke verbittert.
„Gib mir wenigstens eine Waffe, damit ich mich verteidigen kann!", bat der Nihilist. „Wir werden sonst beide sterben."
Die Möglichkeit bestand durchaus. Auf dem Tisch lagen zwei Pump-Action Schrotgewehre. Kasupke saß zusammengesunken auf seinem Stuhl und sah zum Fenster. Eine einzige Brandbombe durchs Fenster hätte ausgereicht, sie beide zu töten. Kasupke schwieg und drehte den Kopf zum Fernseher, wo immer noch der Zombiestreifen lief. Er futterte ein paar Chips. Ein Typ flüchtete vor den Zombies und konnte sich in einen Hotelkomplex retten, zuvor hatte er sich jedoch mit einem fiesen Biokampfstoff infiziert. Seine Hand, die mit dem Zeug in Berührung gekommen war, faulte erbärmlich, so dass er sich ihrer im Bad mit einem großen Messer entledigen musste. Wenig später fand das Militär seine verfaulte Leiche im Wäschekeller. Spätestens die zweite Hälfte des Films war völlig beschissen. Darsteller liefen aufs Geratewohl durch die Szenerie, Effekte wurden haarsträubend dilettantisch und vollkommen zum Selbstzweck eingestreut.

„Hör mal zu, Alter", maulte Keule. „Eure Scheißsicherheit ist auf Terror und Erpressung aufgebaut. Ihr seid lachende Idioten inmitten von Stacheldraht. Und das da draußen, das ist der Scheiß-Ku-Klux-Klan. Die wollen mich lynchen – und Dich auch. Wach auf, Kasupke!"
Klirr! Eine Scheibe platzte, als ein Stein hinein flog. Die Geräusche von der Straße waren jetzt etwa doppelt so laut zu hören. Kasupke schlich zum Fenster und schaute zu den Figuren in weißen Gewändern mit ihren spitzen Hauben. Ein brennendes Kreuz tauchte die Klansmen in ein flackerndes Licht. Offenbar war die Straßenbeleuchtung ausgeschaltet worden.
„Er soll hängen!", brüllte einer. „Im Namen des Herrn!" Kasupke kannte die Stimme. Das war der Bürgermeister Schmidt. Kurz war ihm als höre er Pferdehufe auf dem Asphalt.
„Verpiss Dich, Kasupke", brüllte ein anderer. „Denkt dieser Verlierer etwa, er könnte es mit den echten Cops aufnehmen?" Schallendes Gelächter war die Antwort.
„Jetzt reichts!", brüllte Kasupke und lief zur Tür. Denen würde er jetzt gehörig die Meinung sagen! Gerade griff er zur Klinke, als die ganze Tür in Flammen aufging. Glas klirrte und das Feuer fraß sich durch das Holz. Ein Molotowcocktail. Sie machten ernst. Kurzentschlossen rannte Kasupke zur Zelle und öffnete sie. Er warf Keule eines der Gewehre vom Tisch zu und ergriff selbst das andere.
„Sieht aus, als säßen wir in einem Boot", sagte er zu Keule, der etwas verdattert dastand. „Zeig mal, was Du drauf hast." Schon feuerte er den ersten Schuss durch die Tür. Hinter dem brennenden Brett brachen zwei der Meuchelmörder getroffen zusammen. Ein Balken fiel auf den Boden, offenbar hatten sie die Tür einrammen wollten. Strahlend rotes Blut suppte aus ihren weißen Kostümen. Kasupke trat die Reste der brennenden Tür ein und feuerte ein zweites Mal, Keule lief hinterher und lud das Gewehr durch. Dass er aber auch ständig in irgendwelche Scheiße hineingeraten musste. Scheiß-Klan-Zombies. Scheiß drauf. Jetzt musste er sich den Weg frei schießen und er würde eher im Kugelhagel sterben, als kampflos klein beizugeben. Der Kolben schmiegte sich an seine Schulter, während er durch die Tür stolzierte.
„Confrontation!" Keule zielte auf den erstbesten Maskierten und feuerte. Krachend lud er durch, um sich den nächsten vorzunehmen.

Werden Kasupke und Keule die Klansmen aus Falkenhorst bezwingen können?
Werden Natascha und Case eine Weltrevolution anzetteln?
Kann die Geschichte mit einem Happy End enden, oder sterben einfach alle in einem gigantischen Massaker, wie bisher immer?

Ihr werdet es erfahren – in **Glory White Trash**. (Staffel zwei mit den Folgen 11 bis 20 im nächsten AntiEverything.)

BYE BYE!

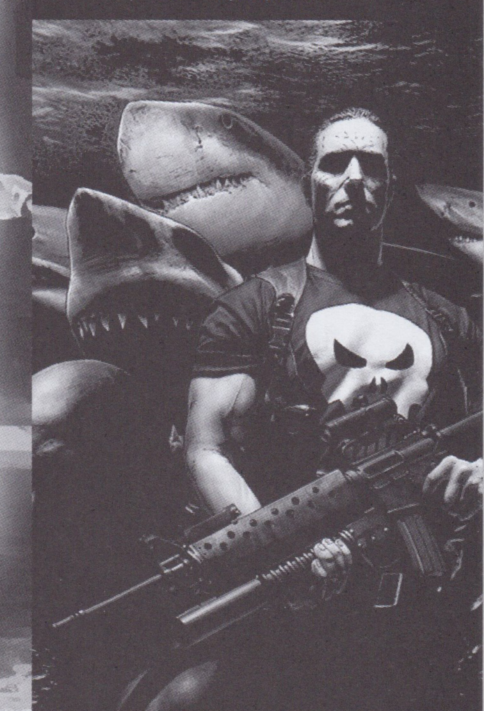
Das war's. Der Gefechtslärm verhallt, Nebelschwaden senken sich über den Schützengräben, AntiEverything zieht sich wieder zurück.

Doch die zweite Staffel von „Glory White Trash" steckt bereits in den Startlöchern und mit ihr die nächste Ausgabe, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit noch im September diesen Jahres erscheinen wird.

Krzysztof

Bis dahin, check out:

www.antieverything.de
www.nihilistjustice.de
stylepolice.blogsport.de
myspace.com/krzysztofwrath





AntiEverything

IS JUST A FOUR-LETTER-WORD




AntiEverything
GLORY WHITE TRASH - SEASON I
recommended by
StylePolice

DAS NEUE

AntiEverything

#6666

OUT NOW!

Laber nicht! AntiEverything rammt Dir die Faust in den Bauch.
Endlich! Das hammerharte Ausnahmefanzine aus Berlin ist zurück im Ring mit einer neuen Ausgabe, die sich gewaschen hat.



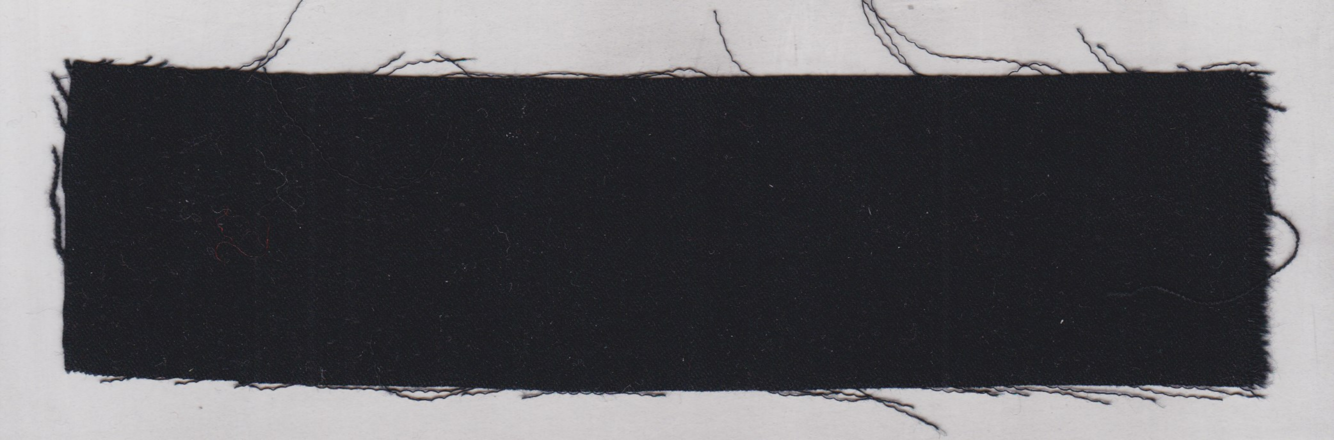


Schroffe Texte von Gewalt, Sex und Revolution. (Nur für die ganz Harten.)

Erhältlich bei **NihilistJustice** oder dem Dealer Deines Vertrauens.

www.antieverything.de


AntiEverything





...weiter geht's im nächsten Heft!



„The Incredible Mutant“ created by **Momo**